

Das Argument

49

10. Jahrgang 1968

Kritik der bürgerlichen Germanistik. Wissenschaft als Politik (II)

- Paul-Gerhard Völker: Die inhumane Praxis
einer bürgerlichen Wissenschaft.
Zur Methodengeschichte der Germanistik 431
- Wendula Dahle: Neutrale Sprachbetrachtung?
Didaktik des Deutschunterrichts 455
- Thomas Metscher: Dialektik und Formalismus.
Kritik des literaturwissenschaftlichen Idealismus
am Beispiel Peter Szondis 466
- Besprechungen** 493

Paul-Gerhard Völker

Die inhumane Praxis einer bürgerlichen Wissenschaft

Zur Methodengeschichte der Germanistik

Es gibt Fragen, deren Bedeutung nicht in der Verbindlichkeit der gefundenen Antworten, sondern in der Fähigkeit, Geständnisse zu provozieren, liegt. Wer immer nach der reaktionären Haltung der Germanistik — und zwar nicht einzelner Wissenschaftler, vielmehr der methodischen Grundlage selbst — fragt, erweist sich als fremd in den Konventionen germanistischer Methodenlehre. Zur Abwehr ideologischer, sachfremder Argumentation wird dort gefordert, die wissenschaftliche Fragestellung müsse vom Gegenstand der Untersuchung, dem literarischen Text, bestimmt werden, somit zur Aufgabe haben, das Literarische an der Literatur aufzuzeigen. Die eigenständige, unabhängige Seinsweise der Literatur werde als objektivierbare Größe der wissenschaftlichen Aussage selbst Objektivität verleihen¹.

Verschwiegen wird die Frage, ob die Geschichte der germanistischen Methodenlehre tatsächlich im Sinne einer immer weitergehenden Annäherung an das „Eigentliche“ der Literatur verstanden werden darf oder ob diese nicht wie die Geschichte jeder anderen Wissenschaft auf ihre Parallelität zum Gang der allgemeinen Geschichte befragt werden muß.

Hinzu kommt, daß die Untersuchung literarischer Werke nicht beim Aufzeigen ästhetischer Qualität und bei der Formanalyse enden kann, ohne den Gegenstand zu verfehlen. Die Reduzierung der Literatur auf das, was ästhetisch an ihr ist, wird zwar zur notwendigen Voraussetzung einer Literaturwissenschaft, die das Kunstwerk als Kunstwerk betrachtet; dieser Rückgang auf die „Sache selbst“ aber muß, da im Ausgangspunkt einer Ideologie der Autonomie des Geistes, sachfremder als jede ideologische Betrachtungsweise, die ihren Standpunkt kenntlich macht, wichtige Seiten des Gegenstandes Literatur leugnen, worauf der Anglist R. Weimann² hingewiesen hat.

1 Die wichtigsten Folgerungen dieses Ansatzes, die Trennung zwischen „außerliterarischem“ und „innerliterarischem“ Zugang zur Literatur (mit entsprechender Wertung), die Trennung zwischen Autor und Publikum einerseits, zwischen dem einzelnen Werk und seinem Verfasser andererseits und die Abhebung der dichterischen Aussage von ihrer Funktion und Wirkung, geben bis zu Wellek-Warrens Theorie der Literatur, Berlin 1963, das Gerüst literarwissenschaftlicher Methodenlehre ab.

2 R. Weimann: *New Criticism und die Entwicklung bürgerlicher Literaturwissenschaft*, Habil.-Schr. Berlin 1961, S. 175—187.

Der Blick auf die Biographie des Schriftstellers, auf die Wirkungsgeschichte und den Inhalt des einzelnen Werkes fordert die parteiliche Stellungnahme des Interpreten und dies nicht als persönliches Urteil außerhalb der durch die Sachbezogenheit der Arbeitsmethode abgesteckten Grenzen, sondern als wissenschaftliches Verständnis der Komplexität jedes literarischen Gegenstandes. Der standortgebundene Charakter literarwissenschaftlicher Untersuchung ergibt sich notwendigerweise aus einer Fragestellung, die Ernst macht mit der Ableitung der Methodenlehre vom Untersuchungsgegenstand. Selbst noch der Rückzug auf die Methode der werkimmanenten Interpretation kann als Beweis dafür dienen. Die dort gebräuchlichen Wertungskategorien sind, wie sich anhand einer Soziologie literarkritischer Normenbildung³ leicht ergeben würde, fest bezogen auf die Werte, den Bildungsstandard und die Moralvorstellungen einer bürgerlichen Gesellschaft, deren Spätphase, die durch die Aufgabe der eigenen liberalen Tradition gekennzeichnet ist, sie befestigen sollen.

Nicht die Parteinahme, auch nicht die utilitaristische Verwendung der Literatur, sondern das Leugnen einer notwendigen gesellschaftlichen Gebundenheit literaturwissenschaftlicher Methodik als das Abweisen der Frage, ob Dichtung und Interpret reaktionär-zustimmend oder fortschrittlich-kritisch die Antinomien ihrer Gesellschaft überwinden oder bestätigen helfen, ist sicheres Indiz für die reaktionäre Gesinnung einer Wissenschaft, die nicht müde wird, die Größe literarischer Werke zu messen an der künstlerischen Realisierung des Menschlichen in ihnen. Die Humanität der Dichtung als letztes Ergebnis methodischer Arbeit ernst zu nehmen, hieße, auch in der Germanistik nach der Entfremdung des Menschen in unvollkommenen Gesellschaften zu fragen, so weit diese ästhetisch sublimiert, kritisch ausgesprochen oder idealistisch überhöht, damit gerechtfertigt, in die Literatur eingeht.

Diese Frage ist mit allen ihr impliziten Folgerungen jenseits des wissenschaftlichen Arbeitsbereiches der Germanistik verwiesen worden. Das Menschliche hat sich zurückgezogen in den Wissenschaftler als Kenntnis und Erlebnisfähigkeit der Dichtung und in das einzelne literarische Werk als dessen überzeitliche, zu abstrakten Werten des Menschseins stilisierten Aussage. Die Reduzierung des Menschlichen in der Dichtung auf seinen irrealen, da nicht auf Verwirklichung bezogenen Gehalt läßt die wirtschaftliche und politische Ordnung aus dem innersten Bereich germanistischer Fragestellung herausfallen, und nur sekundär — als Wirrnis politischen Alltagslebens, vor dem sich der Forscher in die Klausur wissenschaftlicher Arbeit zurückzieht, und im einzelnen Werk als Motiv des Gesellschaftlichen, das als ein Element in die Inhaltsanalyse aufzunehmen ist — wird geschichtliche Bedingtheit relevant für die wissenschaftliche Beschäftigung mit Literatur.

3 In Analogie zur Soziologie der literarischen Geschmacksbildung L. L. Schückings (München 1923).

Der Versuch, den ideologischen Charakter der germanistischen Methodenlehre als durchgehenden Zug in der kurzen Geschichte des Faches aufzuzeigen, kann nur als Arbeitsmodell verstanden werden, um die Möglichkeit einer solchen Fragestellung zu überprüfen, nicht jedoch als gründliche Aufnahme der geschichtlichen Entwicklung der Germanistik. Der hinter die Besinnung auf das Untersuchungsobjekt zurückgreifende, also fachfremde Ansatz, der als Konstante durch die Wissenschaftsgeschichte dieses Faches geht, wäre dabei als Wunsch zu bestimmen, die Antinomien der bürgerlichen Gesellschaft in ihrer literarischen Spiegelung zu leugnen und mit dem Aufzeigen der humanistischen Bildungstradition des Bürgertums die reale Verwirklichung der Menschlichkeit zu verhindern.

Es wird nicht versucht, die Brüche in der Geschichte der Germanistik, etwa die Abkehr vom Positivismus oder den Umschlag von der nationalistischen in die faschistische Periode, aufzuheben zugunsten einer teleologischen, ahistorischen Ableitung aller nachfolgenden Verfehlungen von einer falschen „nationalistischen“ Konstituierung des Faches. Eine Entschuldigung der Germanistik von 1933 bis 1945 auf Kosten der Brüder Grimm wäre hierbei das groteske Ergebnis.

Auf der anderen Seite fördert die historicistische Betrachtungsweise, jede Epoche als selbständige Größe in sich selbst zu verstehen, den Versuch, die jüngstvergangene Epoche gegen den geschichtlichen Ablauf aus der Entwicklung der Germanistik herauszunehmen. Sollte dem Verdacht auf ideologische Vorbelastung der Methode selbst ernsthaft nachgegangen werden, dann ist die Überprüfung der Kontinuität über den Zeitraum von 1933—1945 hinaus wichtiger als die Aufarbeitung der Germanistik im dritten Reich als eines abgeschlossenen Zeitraums.

Der entscheidende Einschnitt liegt bei 1914, und die dort vollzogene Umkehr ist durch die historische Entwicklung aufgezwungen und widerlegt die These einer vom Schicksal der bürgerlichen Gesellschaft unabhängigen Methodengeschichte der Germanistik. „Im Grunde offenbart sich hierin der Zweifel bürgerlichen Denkens an seinen eigenen wissenschaftlichen Prämissen. Die Denunziation der Wirklichkeit entspringt einem tiefen Unsicherheitsgefühl angesichts ihrer gesellschaftlich-historischen Unkontrollierbarkeit. Weil die gesellschaftliche Wirklichkeit spätestens nach 1914 diskreditiert war, konnte sie nicht länger als Maßstab kritischen Denkens fungieren. Der Wirklichkeitsbezug... erwies sich als eine fatale Bezogenheit auf soziale und ethische Mächte, deren relativierte Gültigkeit nur noch ignoriert, nicht aber überwunden werden konnte.“ So der Anglist Weimann⁴.

Trotzdem ist es der Germanistik gelungen, den Anschein fortschreitender Entwicklung zu erwecken, da alle Neuansätze die Tradition, in der sie stehen, verleugnen, indem sie das Eindringen „materialistischer“ Elemente und einen zu engen Bezug auf reale

4 R. Weimann a.a.O., S. 184.

Geschichte beklagen — immer jedoch zu Unrecht. Aber die vorgebliche Reinigung, sei es vom „materialistischen“ Blut- und Bodenkult der auf Rasse und Stamm sich gründenden Literaturbetrachtung oder sei es von der blinden Apologie eines faschistischen Staates, ermöglicht es, die Thesen der ahistorischen, antisozialen Literaturbetrachtung wieder neu aufzunehmen. In den Vorwürfen gegen die eigene Tradition verrät die Germanistik ihren eigentlichen Gegner, die materialistische Geschichtsbetrachtung.

Mit den Werken der Brüder Grimm konstituiert sich die Germanistik als Wissenschaft — als Wissenschaft mit offen ausgesprochener politischer Tendenz. Die Untersuchung des Vermächtnisses einer den Deutschen gemeinsamen Sprache gipfelt in der Forderung, die bestehenden Grenzen in Deutschland aufzuheben. „Lassen Sie mich mit der einfachen Frage anheben: was ist ein Volk? und ebenso einfach antworten: ein Volk ist der Inbegriff von Menschen, welche dieselbe Sprache reden. Das ist für uns Deutsche die unschuldigste und zugleich stolzeste Erklärung, weil sie mit einmal über das Gitter hinwegspringen und jetzt schon den Blick auf eine näher oder ferner liegende, aber ich darf wohl sagen einmal unausbleiblich heranrückende Zukunft lenken darf, wo alle Schranken fallen und das natürliche Gesetz anerkannt werden wird, daß nicht Flüsse, nicht Berge Völkerscheiden bilden, sondern daß einem Volk, das über Berge und Ströme gedrungen ist, seine eigene Sprache allein die Grenze setzen kann.“⁵

Die hier ausgesprochene Hoffnung auf einen Nationalstaat und die nationale Aufgabe der Erforschung der deutschen Sprache, heute oft als verhängnisvolles Erbe einer im Entstehen falsch angelegten Wissenschaftstradition verurteilt und für die Vorbereitung des Faschismus in der deutschen Literaturgeschichte verantwortlich gemacht, gehört ganz im Gegenteil zu den fortschrittlichen Bemühungen des Bürgerums vor 1848, das feudalistische System der absolutistischen Kleinstaaten zu beseitigen.

Die nationale Aufgabe der Germanistik verbleibt allerdings im Bildungserlebnis einer als Wissenschaftsproblem entdeckten Sprach- und Volksgemeinschaft. Die völlig unpolitische Hoffnung, die Erkenntnis von der ursprünglichen Einheit aller deutschen Dialekte werde von sich aus in die politische Realität einer staatlichen Einheit umschlagen, erweist sich, gemessen an der Forderung der Zeit, den dritten Stand aus der lähmenden Abhängigkeit von der absolutistischen Staatsform zu befreien, als illusionär. Der Rückzug auf die geistige Gemeinschaft aller Deutschen in der Sprache und eben nur in der Sprache lenkt ab von der Aufgabe, die politische Gleichheit und den demokratischen Staat in Deutschland durchzusetzen. Die Utopie eines sich von selbst vollziehenden Umschlags des Bewußtseins von der sprachlichen Einheit in seine politische Realität ver-

5 Jakob Grimm: Über die Beziehungen von Sprachwissenschaften, Geschichte und Rechtswissenschaft, in: Auswahl aus den kleinen Schriften von Jakob Grimm, Hamburg 1905, S. 259 f.

birgt den Gegner dieser Einheit, den es erst zu besiegen gegolten hätte, nämlich die feudalistische Ordnung der deutschen Kleinstaaten.

Folgerichtig entzieht sich J. Grimm der politischen Auseinandersetzung seiner Zeit: „An Konstitutionellen mißbehagt mir ihr pedantisches Streben nach Ausgleichung und Gleichförmigkeit, Berggipfel möchten sie ebnen, stolze Wälder ausrotten, ihren Pflug in blumenreiche Wiesengründe die Furche des Ackers reißen lassen. Sie mühen sich, das Obere hinab, das Niedere hinauf zu rücken, ihr eigentliches Gefallen ist das Gewöhnliche, Nützliche. Wenn von ihnen alles mit Hast getrieben wird, gehen die Absolutisten aus auf eine unnatürliche Stätigkeit aller Dinge; sie scheuen und suchen jede Erhebung des Geringen zu hintertreiben, ihre Mittel sind langsamer und geschmeidiger. Sie unternehmen es wohl, wenn ihrer Ansicht der Vordergrund unserer Zeit zu eintönig und abgeblieben erscheint, ihn mit grellen Farben aufzumalen, und vor unsern Augen Fratzen hinzustellen, welche die Zukunft hohnlachend niederreißen wird.“⁶

Dieses Zitat aus der programmatischen Schrift „Über meine Entlassung“ kann als Musterbeispiel apolitischer Denkweise gelten. Die poetische Verklärung des Bestehenden als des Natürlichen, die Reduzierung politischer Argumentation auf platte Sprichwortweisheiten und die Stilisierung tagespolitischer Auseinandersetzung zu einem ewigen geschichtslosen Kampf, zu einem „so ist es eben immer gewesen“ deuten die wichtige apologetische Funktion dieser apolitischen Haltung an. In der Geschichtsauffassung der Brüder Grimm, in der jede geschichtliche Entwicklung zurückgeworfen wird auf den mythischen Ursprung der Geschichte und so nur als späte Ableitung erscheint, wird die vorgebliche Neutralität dann auch ersetzt durch eine Bejahung des Bestehenden als des mit älterem Recht Versehenen. Die Kennzeichnung des geschichtlichen Faktums als eines Abfalls von der mythischen Vorzeit und des Individuums als eines Ausbruchs aus der vorgegebenen Volksgemeinschaft stellt sich gegen die Forderung der Zeit, das geschichtliche Recht des Individuums zu verwirklichen.

Von der Romantik unterscheiden sich die Brüder Grimm durch die Absage an den Versuch, historisch tote Gesellschafts- und Lebensformen in die Gegenwart zu übertragen. Diese wissenschaftliche Reserve gegenüber romantischer Spekulation bringt die Verteidigung des gerade Herrschenden auf eine wirksamere, weil scheinbar objektivere Höhe. Der Verzicht auf kritische Überprüfung des Bestehenden und die Leugnung einer gesellschaftskritischen Funktion der Literatur hat es der Germanistik und dem Bildungsbürgertum ermöglicht, nach 1848 und beim Eintritt ins deutsche Reich den Ballast der eigenen revolutionären Tradition abzuwerfen.

Eine Methodenlehre haben die Brüder Grimm nicht entwickelt. Es

6 Jakob Grimm: Über meine Entlassung, in: Auswahl aus den kleinen Schriften von J. G., S. 55.

ist das Verdienst Karl Lachmanns, den Gegenstand der Germanistik, das einzelne, als literarisch ausgewiesene Werk, durch die Methode der Textkritik wissenschaftlicher Forschung als Objekt zugänglich gemacht zu haben. Es handelt sich dabei um die bisher einzige Methode, deren Ergebnis sich an Kriterien einer messend exakten Wissenschaft rational überprüfen läßt. Aber eben diese Zubereitung des literarischen Werks zu einem neutralen, ahistorischen Forschungsgegenstand verfehlt das Wesen und die Aufgabe dieser Texte. Jeder historische Aspekt wird als Verunreinigung der Untersuchungsprobe ausgeschieden. Die Wirkungsgeschichte, wie sie sich etwa in der Überlieferung eines mittelalterlichen Textes niederschlägt, tritt nur sekundär als der durch zeitlichen Abstand und schlechten Publikums-geschmack zerrüttete Überrest großer Dichtung vor Augen und kann bestenfalls als Baumaterial zur Rekonstruktion des Textes verwendet werden. Die notwendige Besonderheit jedes Textes verschwindet: Lachmann hat nach der einen Methode Bibel, antike Literatur, deutsche Texte des Mittelalters und die Schriften Lessings ediert.

In der Lachmannschen Methode steckt ein irrationales Element: zugunsten eines erst durch die Methode zu schaffenden, in dieser Form nicht überlieferten Textes werden die tatsächlichen Überlieferungen zu bloßen Materialien erklärt. Das ist allerdings nicht zu verwechseln mit dem Ursprungsmythos der Brüder Grimm: dort wird eine geglaubte Vollkommenheit der menschlichen Gesellschaft in ihren Anfängen als wissenschaftlicher Wertmaßstab gesetzt, hier ist die „ursprüngliche“ Gestalt erst durch die Anwendung der Methode entstanden und der Weg zu ihr an den Lesarten überprüfbar und durch neues Material zu korrigieren. Lachmann macht in einer Hinsicht Ernst mit dem Gesichtspunkt einer Literatur an sich: die Literatur wird gesäubert von allen Gebrauchsspuren, aus denen sich Wirkung, Funktion und der Reflex des Publikums als zum Werk gehörig ablesen lassen. Selbst vom Verfasser wird das einzelne Werk abgehoben: die Rekonstruktion vernichtet mit Absicht die zugegebenermaßen nur schlecht erkennbaren Eigenheiten in Stil, Sprache und Aussage zugunsten einer verbindlich gesetzten Regelmäßigkeit der Sprache und der Metrik, die nicht vom Gegenstand abgeleitet wurde, sondern eine anachronistische Übertragung des harmonisierenden Kunstideals der Zeit war.

Die Literaturwissenschaft hat die hinter der textkritischen Methode stehende Einsicht, daß der Forschungsgegenstand selbst bereits Spiegelung der Unfersuchungsabsicht ist, zumeist geleugnet, da diese Einsicht es unmöglich macht, immer nur partiell und tendenziös mögliche Betrachtung der Literatur zu einem objektiven Ergebnis umzufälschen. Sie hat entweder die für die textkritische Methode notwendige Fiktion einer ahistorischen Literatur für bare Münze genommen oder sie hat es verstanden, in die Methodik selbst den eigenen Standpunkt einzuschwärzen und ihn mit Hilfe der Methode zu objektivieren. Das trifft etwa zu für die Beißnersche Editions-methode, die als Darbietung der Genese eines literarischen Werkes eine biologisch-organizistische Auffassung vom Entstehen der Dich-

zung wiedergibt, die mit der in die germanistische Methodik eingedrungenen Organismustheorie der dreißiger Jahre in engem Zusammenhang steht.

Der gescheiterte Versuch, den Gegenstand der Germanistik naturwissenschaftlich zu fassen, ist jedoch aus der Geschichte des Faches nicht mehr zu entfernen. Das Reden von der verbindlich-gültigen, zeitlosen Literatur und der voraussetzungslosen, vom Gegenstand bestimmten Forschung hat hier seine Grenze gefunden.

Während die Bedeutung Lachmanns und der Grimms für die Geschichte der Germanistik niemals ernstlich angezweifelt wurde, hat mit der Abkehr von der positivistischen Schule der Name Gervinus', des Begründers der wissenschaftlichen Literaturgeschichte, jede Verbindlichkeit für die Tradition des Faches verloren.

Die der Literaturgeschichte immanente Erkenntnis von der Zeitgebundenheit der Literatur faßt die Literatur bei ihrer nach außen gerichteten Seite, nämlich bei ihrer Funktion — in Fortsetzung der bis ins 19. Jh. gültigen Dichtungstheorien etwa dem des *prodesse et delectare* — und fordert den Interpreten zur Darlegung des eigenen historischen Standpunktes heraus. Neben philologischer Methode und Altertumskunde, die beide die Literatur auf einen ungeschichtlichen Ursprung festlegen, der einmal durch die Reinigung des einzelnen Werks von allen Gebrauchsspuren, das andere Mal durch die Einbettung der Literatur in einen Volks- und Urzeitmythos erreicht wird, setzt Gervinus die Literaturgeschichte als eine Methode, die die historische Entwicklung der deutschen Literatur in direkter Abhängigkeit vom Gang der Geschichte in Deutschland aufzuzeigen hat. Nicht mehr die Frage nach dem, was Literatur an sich ist, wobei dieses postulierte spezielle Sein abgetrennt wird von der Wirklichkeit der Geschichte, sondern die Frage nach dem, was Literatur bewirkt und wem sie nützt, bestimmt seine „Geschichte der deutschen Nationalliteratur“. Das Literarische an der Literatur, gemessen an den Kriterien überlieferter Ästhetik stellt sich eben gegen diesen Aspekt der Literatur und wird deshalb von Gervinus vernachlässigt. „Die ungewöhnlich gefaßte Aufgabe, die ich mir in diesem Werke setzte, konnte ich nicht hoffen, auf dem gewöhnlichen Wege zu lösen. In einem Punkte weicht es besonders von anderen literarischen Handbüchern und Geschichten ab: daß es nichts ist als Geschichte. Ich habe mit der ästhetischen Beurtheilung der Sachen nichts zu thun. Der ästhetische Beurtheiler zeigt uns eines Gedichtes Entstehung aus sich selbst, sein inneres Wachsthum und Vollendung, seinen absoluten Werth, sein Verhältnis zu seiner Gattung und etwa zu der Natur und dem Charakter des Dichters. Der Aesthetiker thut am besten, eine Dichtung so wenig als möglich mit anderen und fremden zu vergleichen, dem Geschichtsschreiber ist diese Vergleichung ein Hauptmittel zum Zweck. Er zeigt uns nicht eines Gedichtes, sondern aller dichterischen Erzeugnisse Entstehung aus der Zeit, aus dem Kreise ihrer Ideen, Thaten und Schicksale; er weist darin nach, was diesen entspricht oder widerspricht; er sucht nach den Ursachen

ihres Werdens und ihren Wirkungen und beurtheilt ihren Werth hauptsächlich nach diesen . . .“⁷

Um die Entwicklung der deutschen Literatur in Beziehung zum politischen Ziel seiner Zeit, der nationalen Einheit, zu bringen, läßt Gervinus die Geschichte der deutschen Literatur von den ersten Schriftzeugnissen zielstrebig sich auf den Höhepunkt der deutschen Dichtung, greifbar in den Werken Lessings, Schillers und Goethes zubewegen. In der Literaturgeschichte selbst gibt es darüber hinaus keine weitere Entwicklung mehr: böse geht Gervinus mit den Schriftstellern seiner Zeit um, die den in der Klassik gesetzten literarischen Normen nicht entsprechen. Aber die Literaturgeschichte ist nicht die Geschichte der Literatur, sondern bietet den Ablauf der wirklichen Geschichte in einer idealisierten, auf die Zukunft weisenden Spiegelung in der großen Dichtung. Der Blick Gervinus' richtet sich deshalb, sobald er auf seine eigene Zeit zu sprechen kommt, auf die politische Entwicklung selbst, die die Humanität in der bürgerlichen Gesellschaft nach dem Vorbild des in der klassischen Dichtung formulierten Humanitätsideals zu verwirklichen hat. „Wie die deutsche Literatur sich in der klassischen Humanität vollendet, so muß die Vollendung der Literatur zur vollendeten Wirklichkeit in einer politischen Wiedergeburt des humanistischen Deutschlands führen.“⁸ Da diese politische Funktion der Literatur, die darauf gründet, daß jedes einzelne literarische Zeugnis historisch bestimmt ist, die Literaturgeschichte zur politischen Geschichte werden läßt, muß das Ziel der Literaturwissenschaft außerhalb der nur ihr angemessenen Methodenansätze liegen oder wie Gervinus sich ausdrückt: „Es ist eine Beschränktheit, einer Wissenschaft im Fluß des Lebens einen Zweck in sich selbst zu geben.“ Der Literaturhistoriker bezieht die Literatur auf gesellschaftliche und politische Realität. Damit muß er sich für bestimmte in der Dichtung ausgesprochene Wirklichkeitsmuster entscheiden und selbst einen parteiischen Standpunkt einnehmen.

Dieser Standpunkt ist für Gervinus der des liberalen Bürgertums. Den Widersprüchen im bürgerlichen Bewußtsein, das sich aus den eigenen revolutionären Anfängen löst, entgeht Gervinus nicht. Zwar war die Literatur in Beziehung zur Verwirklichung einer menschlichen Gesellschaftsordnung in der Geschichte gesetzt und die Literaturgeschichte als Geschichte verstanden worden — diese Aspekte haben zur Tilgung des Namens Gervinus aus der Geschichte der Germanistik beigetragen, und wenn Max Rychner sagt: „Der Begriff des Lebens faßt bei Gervinus die Inhalte des Weltgeschehens in sich, nicht die stillen und intensiven Auseinandersetzungen in einer Menschenseele“⁹, so ist das als Ablehnung aufzufassen —, aber diese

7 G. G. Gervinus: Geschichte der deutschen Dichtung, Bd. 1⁵ Leipzig 1871, S. 10 f.

8 W. Krauss: Studien und Aufsätze, Berlin 1959, S. 26.

9 M. Rychner: G. G. Gervinus. Ein Kapitel über Literaturgeschichte, Bern 1922, S. 117.

Konfrontation der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer Ideale mit den Erfordernissen der Zeit deckt die Diskrepanz zwischen beiden auf. Um die bestehende Ordnung wissenschaftlich rechtfertigen zu können, ist die Reduzierung und Verinnerlichung der Funktion der Literatur für die Menschheitsgeschichte auf das menschliche Erlebnis großer Dichtung nötig.

Die Geschichte, an der die Entwicklung der Literatur gemessen wird, ist fast ausschließlich Geistesgeschichte, vermittelt durch die Bildungstradition der bürgerlichen Erziehung. Die politische Funktion der Literatur wird auf die moralische Komponente beschränkt. In der Konstruktion, die Geschichte der deutschen Literatur bewege sich zielstrebig auf den Humanismus der deutschen Klassik zu, der wiederum seine Erfüllung finde in der von Gervinus erwarteten humanistischen bürgerlichen Gesellschaft, wird eine unabhängige Kausalität geistiger Entwicklung gesetzt und das Umschlagen des Geistes in seine gesellschaftliche Verwirklichung geschieht, ohne daß die materiellen Grundlagen einer Kritik unterzogen würden. Gerade die gewollte enge Verbindung von Literatur und Geschichte zeigt den idealistischen Charakter dieser Konstruktion: die Entwicklung der Literatur in Deutschland wird an einem Punkt aufgehoben, die geschichtliche Betrachtung schlägt in eine normative um. Die Herausnahme der klassischen Literatur aus ihrer geschichtlichen Bedingtheit und der Absolutheitsanspruch ihrer Inhalte reduziert den Humanismusbegriff zur humanistischen Bildung des Bürgertums. Es deutet sich bereits an, daß das Bürgertum, indem es sich zur Hüterin der kulturellen Tradition aufwirft, gerade unter Berufung auf das humanistische Erbe, jede reale Veränderung der bestehenden Gesellschaftsordnung verhindern wird.

Bei Gervinus, der von seinen Intentionen her zu allerletzt für die ahistorische, reaktionäre Haltung der Germanistik verantwortlich gemacht werden kann¹⁰, bekommt der Nationalbegriff, bei den Grimms nur metaphysisch gesetzt, seine politische Valenz und Perversion. An der Umbenennung einer fast stets von äußeren Anstößen lebenden literarischen Tradition zu einer sich selbst entfaltenden Nationalliteratur zeigt sich, wie idealistisch der Versuch von Gervinus geblieben ist. Ungewollt wird der politischen Funktion der Literatur die gesellschaftskritische Komponente entzogen, die Idealisierung der deutschen Klassik wird zur Verherrlichung ihrer vermeintlichen gesellschaftlichen und historischen Grundlagen.

Es gelang der ersten Periode der Germanistik nicht, einen Methodenüberbau zu entwickeln, obwohl in ihr alle späteren Fragestellungen bereits anklingen. Die Zusammenfassung aller Aspekte der Literaturwissenschaft in eine einzige Methode ist das Werk der positivistischen Schule, deren Wirken zusammenfällt mit der Geschichte

10 Erinnerung sei an die Reaktion auf die „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts von G. G. Gervinus“, vgl. der Hochverratsprozeß gegen Gervinus, hrsg. v. W. Boehlich, Frankfurt 1967.

des preußischen Kaiserreichs. Das Gefühl, die Erfüllung der Menschheitsgeschichte selbst zu erleben, das sich auf den ungeheuren Fortschritt der Technik und der Naturwissenschaften und auf der scheinbaren Überwindung aller gesellschaftlichen Antinomien im zweiten Reich gründet, veranlaßt die Germanistik, durch enge Anlehnung an die Naturwissenschaft, Anschluß an den Fortschrittsglauben der Zeit zu suchen. Sie gerät dabei besonders in Abhängigkeit von der durch Darwin neu konstituierten Biologie, deren Thema nichts anderes als dieser Fortschritt ist.

Der Zugang zur Literatur wird möglich über die Biographie des Dichters. Mit einer später nicht wieder erreichten Schärfe wird der Inhalt der Literatur auf seine *umweltlichen* Voraussetzungen befragt: „Stammt der Dichter aus einer Republik oder Monarchie? Stand seine Wiege in einem Dorf, in einer Landstadt, Großstadt, Residenz? Ist es ein historisch ausgezeichneter Ort mit bestimmten geistigen Traditionen? blieb der Dichter stets im Lande seiner Geburt, oder ging er mitunter auf Reisen, oder suchte er sich gar eine neue Heimat? Wir betreten, vielleicht durch Autobiographien und Bildungsromane unterstützt, sein Vaterhaus, um in der Sphäre der Familie nach Vererbung zu forschen und Charakter, Bildung, Stand, Vermögenslage der Vorfahren zu prüfen; denn verschieden ist Ausgang und Fortgang für den Sohn des Gelehrten und des Ungelehrten, des Bauern, des Bürgers und des Adelligen, des Begüterten und des Unbemittelten. Welchen Beruf erkor er sich, oder war ihm — nicht immer zum Segen — vergönnt nur Dichter zu sein? Alle Nebenumstände und Folgen der Lebensstellung berühren seine Poesie.“¹¹

Die Arbeitsmethode der positivistischen Schule blieb eine nicht wieder aufgenommene Episode in der Geschichte der Germanistik. Es war jedoch nicht die wissenschaftliche Wirksamkeit der Gegner und das Verdammungsurteil der Nachfahren, die den Positivismus um sein Ansehen brachten. Er selbst schuf die Voraussetzung, die Unhaltbarkeit einer bürgerlichen positivistischen Wissenschaft erkennen zu lassen. Die Darstellung der allgemeinen Geschichte und mit ihr verflochten der Literaturgeschichte hatte den Aufstieg der Gesellschaftsformen zu immer größerer Natürlichkeit zu zeigen und alle rationalen Bestrebungen der Vergangenheit in die Gegenwart als ihrer Erfüllung münden zu lassen. Aber die Gesellschaftsordnung des wilhelminischen Reichs, als dessen Apologie sich wissenschaftliche Untersuchung der Geschichte verstand, konnte selbst nicht eingehen in die kritische Darstellung. Diese Gesellschaftsordnung und die imperialistischen Weltmachtträume waren weder vor der Geschichte noch vor den Kausalgesetzen der Natur zu rechtfertigen. Die wissenschaftliche Bemühung des Positivismus wurde so um ihr letztes, von ihr selbst als eigentlich angesehenes Ergebnis gebracht. Es ist kein Zufall, daß die Literaturgeschichte Wilhelm Scherers bei Goethe

11 E. Schmidt: Wege und Ziele der deutschen Literaturgeschichte, in: E. S.: Charakteristiken, Weimar 1886, S. 494.

endet und die Lücke bis zu seinem Tod von ihm nicht mehr geschlossen wurde.

Um dem Dilemma zu entgehen, vergangene Entwicklungsstufen als Vorläufer der vollendeten Gegenwart, deren Vollendung aber man gerade nicht beweisen konnte, zu erklären, boten sich zwei Möglichkeiten an. Zum einen wird der Unvollkommenheit des bisher erreichten Wissensstandes die Schuld am Entstehen des Eindrucks einer in sich widersprüchlichen Gesellschaftsordnung gegeben. Die der Wissenschaft gestellte Aufgabe, die Harmonie und Natürlichkeit der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung aufzuzeigen, ist so groß, daß es Generationen dauern wird, bis sie erfüllt sein kann. Das ist der Tenor vieler Aussagen, oder wie es Theodor Mommsen ausdrückt: „Ob wir nicht an der Großheit der Entwicklung leiden, ob nicht das Fortschreiten der Wissenschaft die Unzulänglichkeit des Individuums immer schärfer hervortreten läßt, das sind schwer abzuweisende und doch noch schwerer zu verneinende Fragen.“¹² Zwar wird hier von der Größe des wissenschaftlichen Fortschritts und nicht von der Gesellschaft gesprochen, aber die Tatsache allein, daß der Ton der Resignation und der Zweifel daran, jemals aus der vorbereitenden Periode herauszutreten, um so größer wird, je weiter das wilhelminische Reich auf die Katastrophe des ersten Weltkriegs zueilt, belegt die enge Verbindung zwischen Wissenschaftsgläubigkeit und Zustimmung zur bestehenden Gesellschaftsordnung.

Der andere Weg nimmt die Gesellschaftsordnung des Kaiserreiches als der Zusammenfassung bisheriger partikularer Tendenzen in der Geschichte überhaupt aus der wissenschaftlichen Untersuchung heraus. Die Setzung des Ganzheitsbegriffes als eines Wertes a priori, nämlich als Ausgangspunkt des wissenschaftlichen Selbstverständnisses und als eines Wertes a posteriori, nämlich als Endpunkt, zu der eine Wissenschaft notwendigerweise gelangen wird, erweckt dennoch den Anschein, die Rechtfertigung der spätbürgerlichen Gesellschaft lasse sich wissenschaftlich erbringen.

Diese Versuche des Positivismus, irrationale Gesellschaftsformen als Endergebnisse zielstrebiger Entwicklung der Geschichte zu erklären, waren zum Scheitern verurteilt. Die wissenschaftliche Methode drohte die Ordnung, zu deren Verherrlichung sie herbeigerufen wurde, selbst in Frage zu stellen. Um dies zu vermeiden, greift die positivistische Schule in der Germanistik doch wieder zu irrationalistischen Erklärungen. Die historische Entwicklung der Literatur in Deutschland wird ersetzt durch eine ahistorische Periodenlehre, wie sie sich in Scherers Literaturgeschichte als 600-Jahre-Zyklus niederschlägt. Die deterministische Auffassung der Dichterbiographie dient nicht mehr dazu, die jeweilige Gesellschaftsordnung kritisierbar zu machen, sondern ordnet den Dichter wieder ein in die ungeprüfte Totalität der Gesellschaft, die als organische Einheit die

12 Zitiert bei W. Krauss: Studien und Aufsätze, S. 32 f.

höheren Rechte besitzt. Die Abhängigkeit literarischer Produktion von den in der Biographie greifbaren äußeren Fakten führt nicht zu einer materialistischen Literaturgeschichte, sondern zu einer mit Hilfe der Kriterien bürgerlicher Ethik idealisierten Deutung des Kunstwerks.

Alle diese Zurücknahmen haben es jedoch nicht verhindern können, daß der Positivismus den Zusammenbruch des gesellschaftlichen Systems, zu dessen Verteidiger er sich aufgeworfen hatte, nicht überlebte. Dieser Zusammenbruch warf die Germanistik in eine Krise ihres Selbstverständnisses, die bis heute anhält. Der Fortschrittsglaube des Positivismus, der ein Glaube an die Identität der Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung mit der im Kaiserreich erreichten Harmonie und Erfüllung gesellschaftlicher Entwicklung war, verschwindet seit dieser Zeit fast spurlos aus der Germanistik. Die bestehende Verbindung der Literaturwissenschaft mit dem Bürgertum wird von nun an fortwährend geleugnet. Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts wird jetzt zur Verfallszeit *par excellence* erklärt, ein tiefer Pessimismus prägt seit dem Ausgang des ersten Weltkrieges die Aussagen der Germanisten über die Gesellschaft, in der sie leben.

Selbst in den Lobreden auf das dritte Reich schwingt ständig der Unterton der Vergeblichkeit mit: „So bedeutsam die politisch-militärischen und technisch-wirtschaftlichen Leistungen des endenden 19. Jahrhunderts waren — es bedeutete eine um so gefahrvollere Krise, weil inneren Zerfall ein Erfolgsruhm überdeckte. Das Erbe des Idealismus ließ sich mit der neuen Wirklichkeit nicht vereinen; ohne schöpferische Durchseelung wurde es zur starren Formel, leeren Bildung in nur intellektueller Aufnahme. Das Bürgertum, einst der letzte Träger einer einheitlichen, gestalteten Kultur, versank im Wirbel eines profitsicheren Fortschritts. Die Veröffentlichung alles Lebens führte zur Übermacht der Massen in Presse, Literatur und Erkenntnis; der politische Sieg gab, da Staat und Geist nicht zueinander fanden, keine neue politischgeistige Zielsetzung. Vielmehr durchzog den Staat ein volksferner europäischer Liberalismus, der, mit einem entwürdigenden Materialismus verbunden, ein auch nur intuitives Gefühl für das Große, Starke und Eigenwillige löschte. Schwächliche Abstraktion und ‚reine‘ Wissenschaft schoben sich an die Stelle echter Erkenntnis, das Judentum — nach R. Wagners Wort der plastische Dämon des Verfalls, in Nietzsches Schau das verhängnisvollste Volk der Weltgeschichte — bemächtigte sich des Kulturlebens und fraß sich in die gesunden Bildungen des Volkskörpers ein. Der soziale Riß, unüberbrückbar durch den Marxismus, verhinderte jede Einheit. Trotz lauter Betonung des deutschen Ruhms eroberten die Normen der westlichen Zivilisation das Dasein der ‚gehobenen‘ Schichten, während das werkende Volk weithin sich selbst überlassen blieb. Die Kräfte der führenden Schichten schienen erschöpft, und der Totentanz der Dekadenz wirbelte in grausigen und grotesken Formen. Da jedes metaphysische Bewußtsein erlosch, versagte die Kraft zu echten Entscheidungen und Werten; an ihre Stelle trat

ein zielloser Relativismus, der, da er alles gelten ließ, nichts mehr gelten lassen konnte. Die christliche Überlieferung bot so wenig Hilfe wie die neue Naturwissenschaft und der Staat der Parteien.“¹³

Der Umschlag ins Irrationale als der einzigen Möglichkeit, der Kritik an der Gesellschaft auszuweichen, vollzieht sich im Neuansatz der Germanistik in den zwanziger Jahren. Die damals entwickelten Methoden sind bis heute nur revidiert, nicht widerlegt worden — damit haben ihre unausgesprochenen Voraussetzungen bis heute ihre Gültigkeit in der Germanistik bewahrt. Der im Positivismus gescheiterte Versuch, die soziale Ungleichheit und die Ansprüche der Arbeiterbewegung aufzufangen in der Konstruktion einer vorgeblichen Harmonie der Gesellschaft und im Aufweisen der humanistischen Tradition des Bürgertums, macht es ab jetzt unmöglich, die Integration des nun mit aller Schärfe erkannten Gegners, der materialistischen Geschichtsbetrachtung, fortzuführen. Die antisoziale Tendenz wird offen ausgesprochen, aus ihr ergibt sich der irrationale, ahistorische Beweisgang der geistesgeschichtlichen Methoden. Eine Äußerung Hans Naumanns von 1932, sicher zu radikal, um für die Mehrzahl der Germanisten verbindlich zu sein, aber doch im Sinne einer Wissenschaft, die Marxisten keinen Lehrstuhl zubilligte, nennt die mit Hilfe der neuen Methode zu bekämpfenden Gegner: „Seitdem es mit der Aufklärung des 18. Jahrhunderts wie eine Krankheit über Deutschland kam und seitdem dann besonders im 19. Jahrhundert Kapitalismus und Proletariat, Marxismus und wirtschaftliche Weltanschauung, Übervölkerung, politisches Massenbewußtsein und Maschinenzeitalter erwachten, alle miteinander aufs engste verschwistert und keines ohne die anderen denkbar, eine wirkliche Schar apokalyptischer Reiter, seitdem ist es langsam zu einer Auflösung und schließlich zu einer namenlosen Katastrophe in dem ständisch und kulturell so schön gegliederten Aufbau des deutschen Volkstums gekommen.“¹⁴ Wenn in dieser Aufzählung auch der Kapitalismus genannt wird, so ist das freilich keine Abwehr des kapitalistischen Systems, sondern der wissenschaftlichen Theorie, die den Gegensatz: Proletariat — Kapitalismus ans Tageslicht gebracht hat.

Die Wendung der Germanistik ins Irrationale beruft sich auf die Schriften Wilhelm Diltheys. Es ist hier nicht die Stelle, eine kritische Auseinandersetzung mit der Lebensphilosophie Diltheys zu führen und die Frage zu klären, mit welcher Berechtigung die Literaturwissenschaft sich auf Dilthey berufen kann. Nur ein Zeichen für die noch fortwährende unreflektierte Bindung der Germanistik an die damals gefundenen Methoden: während Philosophie und Soziologie sich bereits sehr kritisch mit der Lebensphilosophie auseinandergesetzt

13 F. Martini: Verfall und Neuordnung in der deutschen Dichtung seit dem 19. Jh., in: Von deutscher Art in Sprache und Dichtung Bd. 4, Stuttgart/Berlin 1941, S. 367 f.

14 H. Naumann: Deutsche Nation in Gefahr, Stuttgart 1932, S. 29.

setzt und auf die zugrunde liegende Ideologie hingewiesen haben¹⁵, hat die Germanistik die literarwissenschaftlichen Aufsätze Diltheys bisher keiner Kritik unterzogen, und das obwohl die Aussagen etwa des „Gangs der neueren europäischen Literatur“ (Einleitung zu „Erlebnis und die Dichtung“) bestenfalls gläubig hingenommen werden können, einen Vergleich mit den Fakten aber nicht ertragen¹⁶.

Es seien kurz die wichtigsten Gesichtspunkte aufgeführt, die die Literaturwissenschaft der Diltheyschen Lebensphilosophie verdankt.

1. Die scharfe Trennung von Natur- und Geisteswissenschaften. Der Gegenstand der Naturwissenschaft, der „nur konstruiert, nicht erkannt“ werden kann, wird sekundär gegenüber der Wirklichkeit des menschlichen Lebens, das nicht weiter ableitbar im irrationalen Akt des Erlebens zu fassen ist. Der Versuch der positivistischen Schule mit Hilfe von Naturgesetzen die Gesellschaftsordnung zu begreifen und zu bestätigen, wird, da er nur die Diskrepanz zwischen beiden aufzeigte, für falsch und unbrauchbar erklärt. Die Natur als „von Antinomien durchsetzt“ kann nicht mehr zur Erklärung menschlichen Lebens herangezogen werden.

2. Die Forderung Diltheys: „der Mensch erkennt sich niemals durch Introspektion, nur durch Geschichte“ wird völlig entwertet durch die Reduzierung der Geschichte auf den Reflex des Geschehens, wie er sich im Bildungserlebnis des Individuums niederschlägt: „Aber in der Natur der Wissenschaftsgruppe, über die wir handeln (den Geisteswissenschaften), liegt eine Tendenz, und sie entwickelt sich in deren Fortgang immer stärker, durch welche die physische Seite der Vorgänge in die bloße Rolle von Bedingungen, von Verständnismitteln herabgedrückt wird. Es ist die Richtung auf die Selbstbesinnung, es ist der Gang des Verstehens von außen nach innen. Diese Tendenz verwertet jede Lebensäußerung für die Erfassung des Innern, aus der sie hervorgeht. Wir lesen in der Geschichte von wirtschaftlicher Arbeit, Ansiedlungen, Kriegen, Staatengründungen. Sie erfüllen unsere Seele mit großen Bildern, sie belehren uns über die historische Welt, die uns umgibt; aber vornehmlich bewegt uns doch in diesen Berichten das den Sinnen Unzugängliche, nur Erlebbare, aus dem die äußeren Vorgänge entstanden, das ihnen immanent ist und auf das sie zurückwirken; und diese Tendenz be-

15 Georg Lukács: Die Zerstörung der Vernunft, Neuwied/Berlin 1962, Kapitel: Die Lebensphilosophie im imperialistischen Deutschland; Hans-Joachim Lieber: Geschichte und Gesellschaft im Denken Diltheys, Kölner Zs. für Soziologie und Sozialpsychologie 17, 1965, S. 703 ff.; H.-J. Lieber: Die deutsche Lebensphilosophie und ihre Folgen, in: Nationalsozialismus und die deutsche Universität, Universitätstage 1966 der FU Berlin, Berlin 1966, S. 92—107.

16 Man betrachte nur die Aussagen über die „Epoche der großen Phantasiekunst“ — das ist nicht etwa die Romantik, sondern das 14.—17. Jh. Zwischen Shakespeare und Dante, Petrarca und Cervantes stellt Dilthey kühne Verbindungen her. Sie sind allesamt „bewegt durch seelische Kräfte, unsichtbare Harmonien“, ihre Dichtungen sind, in „sinnlicher Sprache“ abgefaßt, „Ausdruck der neuen weltlichen Innerlichkeit“.

ruht nicht auf einer von außen an das Leben herantretende Betrachtungsweise: sie ist in ihm selber begründet. Denn in diesem Erlebaren ist jeder Wert des Lebens enthalten, um dieses dreht sich der ganze äußere Lärm der Geschichte. Hier treten Zwecke auf, von denen die Natur nichts weiß.“¹⁷ Den Charakter dieser Geschichtsauffassung hat der Romanist Werner Krauss aufgezeigt: „Im Selbstgenuß rückschauender Betrachtung erkennt sich der Mensch als Träger der Menschheitsgeschichte. Die Humanität bleibt darum ein Vorrecht der Betrachtung; es wird nicht gezeigt, wie sie sich in der Praxis verwirklicht.“¹⁸

3. Die Aufstellung des Paares Erlebnis und Leben hebt jede Unterscheidung zwischen Objekt und Subjekt, zwischen real existentem Untersuchungsgegenstand und dem in seiner Subjektivität befangenen Untersuchenden auf. Das Erlebnis wird objektiviert durch die Gleichsetzung mit dem Leben selbst, das Leben in seiner geschichtlichen Entfaltung verinnerlicht zum ahistorischen Erlebnisakt.

So wie Dilthey die Dichtung zum hauptsächlichlichen Beweisstück der Lebensphilosophie aufwertete, so zitierte die geistesgeschichtlich orientierte Literaturwissenschaft die Diltheyschen Voraussetzungen, um die schwierige Lage zu überwinden, in die sie durch ihre Gegnerschaft zur materialistischen Geschichtsbetrachtung geraten war. Die schwierig zu lösende Aufgabe bestand darin, auf der einen Seite jede geschichtliche Bedingtheit der Literatur zu leugnen, um der materialistischen Deutung zu entgehen, sie aber andererseits aufzunehmen, um der Argumentation des Gegners begegnen zu können. Das Verfahren, Literaturgeschichte zum Erweis des ahistorischen Charakters der Literatur, soziologische Fragestellungen zum Erweis gesellschaftlicher Ungebundenheit der Literatur zu verwenden, entspricht der innersten Absicht geistesgeschichtlicher Methode.

Die geschichtliche Bedingtheit der Literatur geht als Epochenbegriff in die Literaturwissenschaft ein. Als Muster dafür kann das Buch über Klassik und Romantik von F. Strich gelten. Die Abhängigkeit der literarischen Werke einer Zeit von den geschichtlichen, sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen dieser Zeit gerinnen hier zu der innerlichen Erlebnishaltung der Individuen wie des Geistes einer Epoche. Dieser Rückzug aufs zeitlos Innermenschliche ermöglicht es, geschichtlich fixierte Epochenbegriffe von ihrer zeitlichen Gebundenheit zu lösen, was etwa bei der freien Verwendung des Manierismusbegriffs bis heute noch nachwirkt.

Paul Merkers soziolliterarische Methode stellt den Versuch dar, soziologischen Fragestellungen zwar nachzugehen, aus ihnen aber die Tradition einer sozial nicht gebundenen Literatur zu beweisen. Der Zeitbezug des literarischen Werks stellt sich Merker abseits

17 W. Dilthey: Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften, in: W. D.: Gesammelte Schriften Bd. VII, Leipzig/Berlin 1927, S. 82.

18 W. Krauss: Studien und Aufsätze, S. 43.

von aller Konkretheit als „sympathetisches Zusammenklingen“, als „wunderbare, fast geheimnisvoll anmutende Harmonie der Lebensäußerungen“ dar, die bewirkt wird durch den „Gesamtgeist einer Epoche“, die „geistig-seelische Temperatur der Zeit“, den „zeitgeschichtlichen Genius“ und die „geistige Eigenart einer Zeit“. Dieses geistige Klima einer Epoche besteht für Merker unabhängig von den sozialen und politischen Zuständen einer Epoche; gegen eine Ableitung der Literatur aus der gesellschaftlichen Situation und sozialen Lage, wie sie sich in der politischen Ordnung niederschlägt, wendet er sich entschieden. Die Absicht seiner Methode besteht gerade nicht darin, die Vereinzelung des Menschen in einer unmenschlichen Gesellschaft aufzuzeigen oder die kritische Distanz des literarischen Werks zur gesellschaftlichen und politischen Ordnung herauszuarbeiten, sondern die soziologische Fragestellung soll die Schicksalsgebundenheit des einzelnen Künstlers an die seine Zeit bestimmenden geistigen Mächte, die keiner Kritik unterzogen werden, beweisen. Zwar wird der Anspruch der „Masse“, des durch die Industrialisierung entstandenen Arbeiterstandes im Gegensatz zu den meisten Vertretern der Germanistik in dieser Zeit, die wie Naumann auf die charismatische Funktion der großen Persönlichkeit setzten, bejaht, das aber dient lediglich dazu, den Anspruch des durch das gesellschaftliche System in seiner freien Entfaltung behinderten Individuums aufzuheben und ihn einzuordnen in eine unüberprüfbare, da organische Ganzheit. „Für jene materialistische und impressionistische Epoche, die wir soeben zu überwinden suchen, schien nur das Individuelle und Gesonderte und daneben höchstens die sicht- und wägbare Beziehung zwischen den Einzelercheinungen Bedeutung zu haben. In der Gegenwart, wo überall die großen Zusammenhänge und das geistige Fluidum zu stärkerer Beachtung kommen, wo das Relativistische, Schicksalsgebundene in den Forschungen Einsteins, Spenglers u. a. schwer in die Waagschale fällt, wo nicht mehr die selbstgewisse Beschränktheit Wagners, sondern Fausts selbstver zweifelnder Glaube an die großen überpersönlichen Schicksalsmächte (zu beachten ist der pessimistische Ton, dessen Konstanz seit dem ersten Weltkrieg kennzeichnend für eine bürgerliche Wissenschaft ist, P.-G. V.) die allgemeine Weltanschauung bestimmt, ist es nur der konsequente Ausdruck der gegenwärtigen Zeitstimmung, wenn auch in der Literatur- und Kunstgeschichte neben der individualistischen Forschung die Probleme der Stilentwicklung und der großen geistigen Strömungen die Aufmerksamkeit in steigendem Maße auf sich ziehen.“¹⁹ Der Begriff Klasse wird von Merker aufgenommen, um mit ihm die Vorherrschaft der bereits etablierten Gesellschaftsgruppen als geistiger Eliten zu rechtfertigen. Das geschichtlich Gewordene und damit durch die Geschichte zu Ändernde jeder Gesellschaftsform wird zum vorgegebenen Zusammenhalt der Gemeinschaft erklärt; das Individuum, seines persönlichen Anspruchs ent-

19 P. Merker: Neue Aufgaben der deutschen Literaturgeschichte, Leipzig 1921, S. 52.

kleidet, ist mit seiner Leistung ungebrochener Ausdruck der Gemeinschaftserfahrung. Die Wendung zum Völkischen ist hier bereits vorbereitet. Da die bloß gesetzte, nicht erweisbare Harmonie einer Epoche und einer Gesellschaftsordnung durch jede soziologische und historische Untersuchung als reaktionärer Versuch, die Antinomien der bürgerlichen Gesellschaft zu vertuschen, entlarvt werden kann, wendet sich Merker ausdrücklich dagegen, Germanistik als Wissenschaft zu begreifen. Jeder mögliche Objektivitätsanspruch der Literaturwissenschaft wird großzügig aufgegeben: „Das bloße Wissen allein reicht hier nicht aus. Nur wem es gegeben ist, sich ganz in den Geist alter Zeiten zu versenken und ihren Herzschlag wie ihr leises Atmen zu vernehmen, wird hier zum Ziele kommen und die hinter den Erscheinungen wirkenden Kräfte verstehen können. Man spricht heute viel vom intuitiven Erfassen der Wahrheit, das unter Umständen weiterführt als nur sorgfältiges Zusammensetzen von Einzelbeobachtungen. Auch für die Wissenschaft gilt dies. Nicht nur die Seele der Einzelpersonlichkeit, sondern auch das ganze Zeitalter kann nur mit einer gewissen Intuition erfaßt werden. Dieses lebendige Sichvergegenwärtigen, dieses Nacherleben und Sicheinfühlen aber liegt fast schon außerhalb des rein wissenschaftlichen Erkenntnisbereiches. Es fordert nicht nur wissenschaftliche, sondern künstlerische Fähigkeiten.“²⁰

Die Vielfalt der methodischen Ansätze geistesgeschichtlicher Literaturbetrachtung kann hier nicht im einzelnen behandelt werden. Nur einige Hinweise: Rudolf Ungers problemgeschichtliche Methode reduziert den menschlichen Inhalt der Literatur auf das Liebes- und Todesproblem. Der humane Aspekt der Dichtung kommt nur noch in seinem nicht auf die Gesellschaft bezogenen Teil zur Geltung: nicht die Entfremdung des Menschen in einer unvollkommenen Gesellschaft, sondern die zeitlose Menschlichkeit schicksalhafter Grenzsituationen wird zum ausschließlichen Thema der Literatur erklärt. Die zum Georgekreis zählenden Germanisten und Literaturwissenschaftler heben die große Dichtung als zeitloses Gespräch der Menschheitsführer ab von der nichts besagenden geschichtlichen Tradition. Pongs wirft das dichterische Bild zurück in eine mythische Ursprünglichkeit, während Walzels gestaltbezogene Methode die Persönlichkeit des Dichters völlig verschwinden läßt, beides Versuche, zeitkritische Tendenz der Literatur zu paralysieren. Der Versuch Petersens, die historische Entwicklung biologistisch als Problem der Generationenabfolge zu fassen — Ansätze dafür finden sich bereits in der positivistischen Schule — und die Stammesgeschichte der deutschen Literatur von Nadler bemühen sich darum, das Wissen von den Antinomien innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft zurückzudrängen und an deren Stelle das Bild einer organischen Ganzheit und natürlichen Genese der „Gemeinschaft“ oder des Staates zu geben, eine rein idealistische Rückwendung zum Naturbegriff, die

sich anders als noch in der Periode des Positivismus auf die Erkenntnisse der Naturwissenschaft nicht mehr stützen durfte.

Gemessen an der Vielzahl methodischer Neuansätze in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg vollzieht sich der Übergang in die Ära Hitlers ohne neuerliche Selbstbesinnung des Faches. Das erstaunliche Faktum, daß ein solcher Einschnitt keine Überprüfung der Methodik mit sich bringt, kann nur so erklärt werden, daß die hinter geistesgeschichtlicher Literaturbetrachtung liegende Ideologie reibungslos in eine ihr mögliche Realisierung übergeht. Die Bündelung der Tendenzen im Völkischen war zwar nicht zwangsläufig vorgegeben, die Germanistik legte diesen Begriff aber schon lange vor seiner Verwirklichung im faschistischen Staat vielen ihrer Wertungen zugrunde. Da es, freilich erst seit kurzer Zeit, Versuche gibt, das Verhältnis der Germanistik und des faschistischen Staates von 1933 bis 1945 zu bestimmen und da in der Zeit des Nationalsozialismus keine neuen Methodenansätze gefunden wurden, sei diese Periode nur kurz gestreift.

Die Wertung der Literatur geschah mit Hilfe der Adjektive: völkisch, rassisch, deutsch, nordisch, stammhaft, heroisch, tragisch, soldatisch, ständisch, bäuerlich, faustisch, innerlich. An der Verwendung dieser Begriffe fällt auf, daß sie selten gegeneinander abgesetzt, fast immer aufeinander gehäuft werden. Ihre Verwendung geschieht oft tautologisch: die seltenen Versuche, den Inhalt von Rasse, Stamm, Volk abzugrenzen, führten zu keiner Lösung und hatten keine Nachwirkung. Das macht offensichtlich, daß diese Begriffe nicht ihres Inhalts wegen, sondern um ihrer ideologischen Funktion willen gebraucht werden. Im Rasse- und Volksbegriff werden die Vereinzelnung des Individuums wie die soziale Spannung in der spätbürgerlichen Gesellschaft überwunden durch die Volksgemeinschaft, die mit den irrationalen Gegebenheiten des Blutes und der Rasse begründet werden muß, da sie als oberste Einheit rational nicht mehr zu rechtfertigen ist. Der Widerstand des kritischen Bewußtseins wird ausgeschaltet durch die Reduktion des geschichtlichen Individuums auf ein abstraktes Individuum, das auf seine Innerlichkeit verwiesen wird. Die Unterordnung des einzelnen unter das Volksganze genügt jedoch noch nicht, die Tatsache der Klassengegensätze auszulöschen. Die Volksgemeinschaft selbst wird, um der Überprüfung mit der Realität zu entgehen, in eine mythische Urform versetzt. Das Ideal des Bauerntums und der angeblich seit germanischer Frühzeit bis hin zur Industrialisierung und Vermassung im 19. Jahrhundert rein bewahrten ständischen Gliederung soll, auf die Gegenwart übertragen, die proletarische Gefahr auffangen. Hinter diesen Konstruktionen weiß die Germanistik bereits von der Unmöglichkeit dieses Versuchs. Aber selbst diese Erkenntnis benützt sie noch zu einer Sinngebung des Sinnlosen. Die Scheinpolemik gegen das Bürgertum ist ein immer wiederkehrender Versuch rhetorischer Art, sich von der eigenen Tradition zu lösen. In der Absage an bürgerliche Sekurität und in der Propagierung des Heroischen und des Tragischen, das keinen Bezug zur Schuld und zur Läuterung mehr

hat, sondern nur in der völligen Sinnlosigkeit seine Erfüllung finden sollte, hat die Germanistik ihre äußerste unmenschliche Position erreicht und ist zur Verkünderin nazistischer Durchhalteparolen geworden.

Die totale Niederlage von 1945 verbot es der Literaturwissenschaft, die Methoden, deren Inhalt sich mit der Unmenschlichkeit des Faschismus identifiziert hatten, ungebrochen neu aufzugreifen. Die geistesgeschichtliche Methode ist tot, verkündete Karl Viëtor in einem programmatischen Aufsatz 1945. Ihre angebliche materialistische Grundhaltung, wie sie etwa in Nadlers Literaturgeschichte zum Vorschein komme und der einseitige Blick auf den Zeitbezug der Dichtung, hätten das Eigentliche an der Dichtung nicht erfassen können. Nur in der Methode der immanenten Interpretation könne die Germanistik sich wieder von der Politisierung ihrer Arbeitsmethoden lösen. „Wo immer man die Literatur betrachtet hat als Ausdruck oder als Nebenprodukt allgemeiner Entwicklungsvorgänge: politischer, sozialer, intellektueller, psychologischer, kultureller — da hat man sich vom ästhetischen Phänomen und seiner Sphäre fortbewegt in den Gesamttraum der Geschichte. Das sind gewiß sinnvolle Fragestellungen. Aber man hat angefangen zu erkennen, daß dies nicht die spezifischen Fragestellungen des Literaturwissenschaftlers sein können. Der Hauptgegenstand seiner Bemühungen hat das gestaltete Werk in seiner sinnlich-spirituellen Ganzheit zu sein — ein Phänomen sui generis, nicht ein Spiegel oder Ausdruck von Kräften und Bewegungen anderer Sphären. Dadurch bekommt die Interpretation wieder den Platz, der ihr gebührt: sie wird wieder zur Haupt- und Grundkunst des Literaturwissenschaftlers. Literaturgeschichte aber rückt damit an die zweite Stelle. Man beginnt zu erkennen, daß sie eine besondere Aufgabe ist und besondere Methoden verlangt. Sie ist nicht die Grundlage für die Deutung der einzelnen Werke, sondern baut sich, umgekehrt selber erst auf die Interpretationsarbeit auf. Unverkennbar, daß eine Bewegung gegen die Übertreibungen des historischen Verstehens und den daraus folgenden Relativismus eingesetzt hat. Es käme an auf eine Betrachtung, sub quaedam aeternitatis specie; für sie würde das Geschichtliche nur ein Element neben den andern sein, die im Leben und Schaffen des Dichters wirksam sind. Es handelt sich natürlich nicht darum, die geschichtliche Betrachtung zu verdrängen; es handelt sich um eine andere Akzentuierung der Bedeutung, des Ranges. Auch soll eine Beschränkung im Gebrauch der Interpretationsmittel gewiß nicht empfohlen werden. Nur sollte es nicht das Ziel der Interpretation sein, das historisch Bedingte des Dichtwerks herauszuheben, sondern das zeitlos Gültige, das im Fluß der Geschichte Beharrende. Zugleich haben die Angriffe auf den Glauben des letzten Jahrhunderts zugenommen, daß Geschichte gleichbedeutend sei mit Entwicklungsgeschichte; als könne es in unserer Zeit keine andere Art der Historiographie geben. Mit diesen Tendenzen hängt es endlich zusammen, daß man beginnt, die bisherige Betrachtungsweise als zu abstrakt zu empfinden. Es würde gut sein, wenn es gelänge, philosophische Schulung

mit einem sinnlicheren, musischeren Verständnis zu vereinen und mehr Gefühl zu entwickeln für die *vis superba formae*, für das Wunder der dichterischen Gestalt.“²¹

Was hier geboten wird, ist die vollendete Trennung der Literatur von ihren historischen und gesellschaftlichen Voraussetzungen, eine Tendenz, die bereits an der Wiege der geistesgeschichtlichen Methode stand. Wenn Viëtor diese Methode „als das letzte Aufflackern eines senilen Idealismus, der da am Ende des bürgerlichen Zeitalters noch einen kurzen Nachsommer hat“²² bezeichnet, so trifft diese Aussage in unverminderter Schärfe auf seinen eigenen Ansatz zu. Der Bezug auf das sinnliche Verständnis des Interpreten, auf eine Übereinkunft in den plattesten moralischen und ästhetischen Allgemeinplätzen (das Zeitlos-Gültige) und auf eine Absage an historische Kausalität geht noch hinter die Linie der geistesgeschichtlichen Methode zurück. Jetzt hat sich der Interpret und die bürgerliche Gesellschaft, in der Terminologie der Germanistik „das Ganze“ genannt, völlig aus der Untersuchung herausgezogen, um ihre historische und gesellschaftliche Bedingtheit unüberprüfbar zu machen. Vom Standpunkt Viëtors können die Aussagen der faschistischen Germanistik nicht kritisiert werden: er muß zu den falschen Behauptungen greifen, Nadlers rassistischer Standpunkt sei materialistisch, obwohl gerade die Blut- und Bodenmythologie und die Berufung auf die Rassenseele letzte Ausläufer spätidealistischer Philosophie sind. Die Gleichsetzung der zur ahistorischen Typologie gewordenen Geschichtsauffassung mit einem Rückbezug auf die konkrete Geschichte verrät das Dilemma Viëtors: sich absetzen zu müssen von der eigenen Tradition, die in einer politischen Entscheidung ihre wahre Tendenz gezeigt hatte, und die Wiederaufnahme der Tradition als Bruch mit ihr auszugeben. Fast wortwörtlich wiederholt Viëtor die Vorwürfe der Vertreter geistesgeschichtlicher Richtung gegen den Positivismus, aber jetzt gegen die geistesgeschichtliche Methode selbst: „Man hat öfter hervorgehoben, die geistesgeschichtliche Literaturgeschichte habe es mit ihren Synthesen nicht weitergebracht als bis zu Monographien über einzelne Zeitalter oder Bewegungen. Sie sei aber nicht imstande gewesen, das Ganze der deutschen Literatur auf ihre Weise darzustellen.“²³

Die verschiedenen Methoden, die neben und nach der Immanentinterpretation von der Germanistik aufgegriffen wurden, lassen sich alle mehr oder weniger noch auf die Methodenbesinnung der zwanziger Jahre zurückführen. Sie im einzelnen zu besprechen würde wenig Neues zum Verständnis des bürgerlichen Bewußtseins beitragen. Hinzuweisen ist allerdings noch auf ein interessantes Faktum. Nachdem sich die Germanistik seit ihrer Wendung zur geistesgeschichtlichen Methode von allen ausländischen Einflüssen bewußt abgekapselt hatte, beginnen jetzt, in einer Phasenverschiebung von

21 K. Viëtor: *Deutsche Literaturgeschichte als Geistesgeschichte*, PMLS. 60, 1945, S. 915.

22 K. Viëtor a.a.O., S. 913.

23 K. Viëtor a.a.O., S. 912.

fast 30 Jahren die Hauptwerke des „new criticism“ (Tate, Brooks, Langer etc.) auf die deutsche Literaturwissenschaft einzuwirken und werden zur selben Zeit wie ihr Kritiker Northrop Frye in Deutschland bekannt. Die reaktionäre Entwicklung der Literaturwissenschaft, wie sie sich in den englisch sprechenden Ländern im new criticism niederschlägt, bezeugt, daß die Enthumanisierung der Literatur inzwischen eine internationale Erscheinung geworden ist. Trotzdem war es der Germanistik erst möglich, sich diesem internationalen Standard anzugleichen, nachdem sie die Elemente der nationalistischen und völkischen Ideologie aufgegeben hatte. Um zu belegen, daß die Germanistik trotz der Absage an völkische Bekenntnisse in ihrer Gesamtheit auch nach 1945 noch hinter den Erfordernissen eines kritischen Bewußtseins zurückgeblieben ist, soll zum Schluß auf die antidemokratische, antisoziale und ahistorische Tendenz der nach 1945 erschienenen germanistischen Handbücher, der Deutschen Philologie im Aufriß und der zweiten Auflage des Reallexikons hingewiesen werden. Die Wechselbeziehung Literatur und Geschichte (Artikel: Literatur und Geschichte, RL.) wird einseitig nur als das Aufgreifen historischer Fakten als Motiv in der Literatur behandelt, die historische Bedingtheit der Dichtung kommt nicht in den Blick, Literaturgeschichte ist nur ein vereinzelter Gesichtspunkt innerhalb der Literaturwissenschaft, vor dessen Überspitzung ausdrücklich gewarnt wird. Die germanistische Methodenlehre H. Oppels im Aufriß gibt eine Methodensystematik an Stelle einer Methodengeschichte, so als zähle die Germanistik zu den systematischen Naturwissenschaften, um der Frage nach dem Gleichlauf der deutschen Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert mit der Geschichte des Faches Germanistik zu entgehen.

Unter den Forschungsrichtungen der heutigen Literaturwissenschaft wird der Literatursoziologie, auf deren Bedeutung verschiedentlich hingewiesen wird, in Wirklichkeit die geringste Mühe zugewandt. Sie dient sogar noch dazu, den Bereich der Literatur an sich von den Fragen nach der Funktion und Bedingtheit der Literatur zu trennen. Die Untersuchungen über das triviale Schrifttum, über das lesende Publikum und über den literarischen Betrieb sollen gerade den Bereich des ‚Untertextuellen‘ ausgliedern und nur als additiv neu hinzugesetzten Forschungsbereich verstehen lassen. Der Forschungsgegenstand einer soziologischen Literaturbetrachtung sei das Typische, die Originalität der großen Dichtung gerade nicht in ihr Blickfeld, meint Lunding in einem Artikel über Literaturwissenschaft. Das „Sinngesetz der hohen Dichtung“ erfülle sich trotz sozialen Zwanges, weiß Opperl, der auch das Eingehen soziologisch deutbarer Bezogenheit der Literatur auf Zeit und Gesellschaft beschreibt: „Das Verhältnis des Menschen zur Gemeinschaft kann in der Dichtung einen recht verschiedenartigen Niederschlag finden. So ist es möglich, daß sie sich in rein deskriptiver Weise mit der Darstellung der zeitgenössischen Gesellschaft und der sich daraus ergebenden menschlichen Spannungen begnügt (so etwa in den Romanen von Fielding oder Balzac, Thomas Mann oder John Galsworthy). Sie

kann aber auch die letztlich gesellschaftsbildenden Kräfte, also die verbindlichen Normen des Gesellschaftlichen zur Erscheinung bringen (so in Wolframs Parzival, in Spensers Feenkönigin oder in Stifters Witiko). Und Dichtung kann schließlich sogar den Versuch wagen, einer neuen menschlichen Ordnung Richtung und Ziel zu weisen (so etwa bei Thomas Moore in der Utopia oder bei George im Stern des Bundes). Auf diese Weise wäre an der Dichtung eine deskriptive, eine normative und eine postulatorische Gestaltung des Sozialen zu unterscheiden. In einem Großwerk wie der Göttlichen Komödie dürften alle drei Gestaltungsformen gleichzeitig nachzuweisen sein.“²⁴

Die Ignoranz gegenüber soziologischer Fragestellung und — in der kruden Mischung der als Beispiele genannten Werke — die auffallende Unsicherheit im Umgang mit Literatur sowie die eklatante Unkenntnis literarischen Wertes kommt in kaum zu überbietendem Maße zum Vorschein in der inhaltlichen Bestimmung der Literatur: „Rein inhaltlich gesehen, bezeugt die Dichtung besonders häufig und nachdrücklich das Erleben der Natur, der Liebe, des heldischen Kampfes, der gesellschaftlichen Genüsse (Trink- und Tanzlieder). Je höher im Rang die Dichtung steht, um so weniger wird sie bei bloßen Anlässen verweilen, um dafür die dreifache Urerfahrung der Erde, des Menschen und Gottes zum Ausdruck zu bringen, in der wir den mächtigsten Antrieb des dichterischen Schaffens erblicken.“²⁵

Die Dummheit dieser Aussage hat Oppel selbst zu verantworten, von größerer Relevanz für die Germanistik ist die durchscheinende reaktionäre Haltung, wie sie im Ausdruck Gemeinschaft statt Gesellschaft, in der Reduzierung gesellschaftlicher Antinomien auf „menschliche Spannungen“, in der Ausschaltung jeder kritischen Funktion der Dichtung und in der Nennung des „Sterns des Bundes“ zur idealen Darstellung künftiger Gesellschaft zum Ausdruck kommt. Den einzig fortschrittlichen Aspekt unter den Aufgaben, die nach Oppel der Literatur zukommen, die möglicherweise kritische Beschreibung der eigenen Gesellschaft, wertet er als ein Sich-Begnügen des Dichters ab. Die reaktionäre Überhöhung einer unvollkommenen Gesellschaft (Stifters Witiko) und die Setzung fraglos gültiger gesellschaftlicher Normen — nach Oppel für die heutige Zeit aus Wolfram, Spenser und Stifter zusammensetzen — erhält dagegen sein Lob. In dem von Oppel genannten Begriff Sozial ist nichts von der Realität der Entfremdung des Menschen in der arbeitsteiligen kapitalistischen Gesellschaft eingegangen; die historisch gewordene und durch kritische Praxis zu ändernde jeweilige Gesellschaftsordnung, wird wieder zurückgeführt auf die vor jeder kritischen Befragung sichere Gemeinschaft, in der das Recht des Individuums aufgehoben ist zugunsten anonymer vorgegebener Mächte.

Die Germanistik nach 1945 sucht sich zu sichern vor einem Rück-

24 H. Oppel: Methodenlehre der Literaturwissenschaft, in: Deutsche Philologie im Aufriß, hrsg. v. W. Stammer, Bd. 1², Berlin 1957, Sp. 61.

25 H. Oppel a.a.O., Sp. 60.

fall in politische Abhängigkeit. „Die Politisierung ist das Krebsübel der Literaturwissenschaft“ (Lunding). Da aber diese Forderung nach unpolitischer Wissenschaft sich erneut mit dem konkreten Bild einer antidemokratischen Gesellschaft verbindet, schlägt Lundings apolitische Haltung wenige Sätze später in eine konkrete politische Aussage um. Nach dem Schema Braun gleich Rot wird das politische Ergebnis der eigenen antirationalen Tradition dazu verwendet, die materialistische Literaturbetrachtung aus dem Feld zu schlagen. Die antidemokratische Grundhaltung der heutigen Germanistik soll noch kurz am Faktum politischer Dichtung gezeigt werden. Die politische Bedingtheit der Literatur deuten die Verfasser des Artikels ‚Politische Dichtung‘ (RL.) als schicksalhafte Bindung im Sinne der Existenzialphilosophie, Mythos und Heroenkult bilden die Grundlage des Politischen. Die überpersönlichen Mächte können keiner Kritik unterzogen werden, die Reflexion der Dichtung vollzieht sich im Subjektiven als Hinnahme einer ungeprüften Realität oder im Rückzug auf Innerlichkeit. „Heute wird die politische Entscheidung und ihr literarischer Ausdruck weitgehend verstanden als Erscheinungsform der Selbstverwirklichung des geschichtlichen Menschen innerhalb der Bedingtheit seines gegenwärtigen Lebensmoments durch überpersönliche Mächte: Stand, Gesellschaft, Staat, Nation, Kirche, Wirtschaft, religiöse oder säkulare Weltanschauungen. Die Bedingtheit durch sie kann subjektiv erfahren werden als Erhebung oder Bedrohung, Eingefügtsein oder Unterworfenesein, Zustimmung oder Ärgernis.“²⁶ Nur eines darf sie nicht: kritisiert oder geändert werden! Die Leugnung der Realisierbarkeit des kritischen Bewußtseins durch die Änderung der Gesellschaft läßt politische Dichtung zur ästhetischen Pose verkommen. Nicht mit der literarisch ausgesprochenen Kritik, sondern mit den ästhetisch greifbaren Möglichkeiten, diese Kritik im Werk unkenntlich zu machen, habe sich Germanistik zu befassen.

„Als besondere Eigenart der politischen Dichtung aber erscheint die Neigung, sich hinter traditionellen Formtypen zu verstecken und damit auch das Motiv zu verhüllen. Der Grund dafür ist nicht nur, besonders seit dem 18. Jahrhundert die Vermeidung der geistlichen oder staatlichen Zensur, obwohl auch diese zu Zeiten eine erhebliche Wirkung ausübt (Absolutismus, Sturm und Drang, Junges Deutschland). Was später Zensur ist, war schon zur Zeit der Antike als persönliche Exponiertheit aus religiösen, philosophischen oder sozialen Gründen eine Realität. Aber auch das Bedürfnis, der politischen Anschauung und Wirkung eine quasi sakrale Weihe und damit Würde zu verleihen, führt zu verhüllenden Effekten. Bei alledem übt eine besondere ästhetische Spielfreude ihren Reiz aus und treibt immer neue Formmöglichkeiten hervor.“ „Ganz außerhalb ihres Gegenstandes kann der Rang von politischer Dichtung in der Entfaltung eines Spieltriebes liegen, der die vom Zweck bedingte Verschleierung doch als Kunstmittel sichtbar werden und als ästhetischen Reiz genießen

26 Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte Bd. 3, Lief. 2^a, Berlin 1966, Sp. 158.

läßt (z. B. bei Heine).“²⁷ Poésie engagée wird zur gesteigerten poésie pure erklärt, um ihren gesellschaftskritischen Ansatz zu neutralisieren. Da die politische Dichtung um ihre reale Wirkung gebracht wird, kann sie, die seit Heine und Büchner die bestehende bürgerliche Gesellschaft von ihrer unmenschlichen Seite gezeigt hat, zur Unterstützung eben dieser Gesellschaftsform zitiert werden: „Der höchste Rang, den politische Dichtung erreichen kann, liegt doch wohl da, wo ursprünglich zeitbedingt aktuelle Auseinandersetzungen beide Seiten zu Repräsentationen angefochtener oder siegreicher Menschlichkeit sublimieren. Gemeint ist hier die Linie, die von der Antigone des Sophokles zu Goethes Iphigenie, von Wolframs Willehalm zu Lessings Nathan dem Weisen, vielleicht auch von Grimmelshausens Simplicissimus zu Stifters Witiko gezogen werden kann. Jedoch gerät man mit diesen Werken schon aus dem engeren Umkreis der politischen Dichtung heraus.“²⁸

Die doppelte Aussage des letzten Satzes verdient noch Aufmerksamkeit. Die Unmöglichkeit, Werke, in denen die bestehende Gesellschaftsordnung kritiklos bejaht und die Rechte des Individuums allein an ihr gemessen werden, zu gesellschaftskritischer Literatur umzudeuten, wird benützt, um die Minderwertigkeit politischer Dichtung überhaupt zu beweisen. Da die Verfasser dieses Artikels mit keinem Wort auf die Frage eingehen, ob politische Dichtung überhaupt wissenschaftlich neutral gewertet werden kann, ebenso wie Lunding sein Rezept nicht preisgibt, seine politischen Prämissen nicht in die Deutung einfließen zu lassen, ist es wohl erlaubt, den Grund für die Entwertung politischen Inhalts der Literatur in der Tatsache zu sehen, daß die Germanistik ihre Zustimmung zu einer irrationalen Gesellschaftsordnung zu verbergen sucht. Die Reduzierung des Begriffs Menschlichkeit aus dem politischen Bereich auf die humanistische Bildungstradition der bürgerlichen Gesellschaft findet ihr Äquivalent in der Weigerung, die Entfremdung des Menschen in der gleichen Gesellschaft aufzuzeigen. Die Germanistik rechtfertigt mit dem Anspruch der Wissenschaftlichkeit diese Verfälschung. So lange die Literaturgeschichte das literarische Werk abhebt von seiner möglichen Wirkung in Zeit und Gesellschaft und lediglich als Beleg für den Katalog ewiger Werte der bestehenden Gesellschaft verwendet, wird die Literatur um ihren menschlichen Ansatz gebracht und erweist sich jede Wissenschaftsmethode als inhuman. So lange nicht die gesellschaftliche und historische Bedingtheit methodischer Ansätze kritisch überprüft wird und eine solche Methodenkritik zur Grundlage der Literaturwissenschaft gemacht wird, wird Germanistik nicht mit dem Anspruch der Wissenschaftlichkeit auftreten dürfen, sondern wird als Apologetin der spätbürgerlichen Gesellschaft, die darauf verzichtet hat, soziale Gleichheit und die Befreiung des Menschen zu vertreten, in die Krise dieser Gesellschaft mit hineingezogen werden.

27 Reallexikon a.a.O., Sp. 160.

28 Reallexikon a.a.O., Sp. 160.

Wendula Dahle

Neutrale Sprachbetrachtung?

Didaktik des Deutschunterrichts

In den letzten Jahrzehnten sind dem Deutschunterricht entsprechend der jeweiligen gesellschaftlichen und politischen Situation sehr unterschiedliche und z. T. einander widersprechende pädagogische Ziele gesetzt worden. Bis heute läßt sich weder aus den Richtlinien der Länder zum Deutschunterricht noch aus Methodiken und Fachaufsätzen eine einheitliche Konzeption über Lehrziele, Lehrinhalte oder Unterrichtsmethoden ablesen. Eine systematische Inhaltsanalyse des Faches, die Aufschluß darüber geben könnte, ob die in den Lehrplänen und Methodiken vorgeschlagenen Veränderungen überhaupt schulpraktische Relevanz gewinnen konnten, steht noch aus¹; sie wäre besonders wünschenswert, weil gerade der Deutschunterricht als an die „Persönlichkeit des Lehrers“ gebundenes Fach verstanden wird², so daß stärker als bei anderen Schulfächern die jeweiligen „subjektiven Voraussetzungen“³ Inhalt und Methode des Unterrichts bestimmen. Erika Essen, deren umfassende „Methodik des Deutschunterrichts“ 1968 in der 6. Auflage erschienen ist⁴, wurde in den letzten Jahren zu der einflußreichsten Vertreterin einer sprachlich orientierten Richtung des Deutschunterrichts. Ihr Ziel ist es, den „fachlichen Dilettantismus“ des Deutschlehrers durch die Anleitung zu einer „planvoll fortschreitenden Unterrichtsarbeit“ zu überwinden⁵.

1 Vgl. Hubert Ivo, Gymnasialer Deutschunterricht und politische Bildung. In: Gesellschaft-Staat-Erziehung 1966/4, S. 335.

2 Hubert Ivo, Entwurf einer Systematik grundlegender didaktischer Fragen des Deutschunterrichts. In: Die deutsche Schule 1965, S. 468.

Ein extremes Beispiel: „Ein Lehrer mit eigenen Gedanken, Liebesfähigkeit, Lebenserfahrung, Selbständigkeit des Urteils, beseelt von dem Trieb, geistiges Leben zu wecken — braucht keine Methodik des Deutschunterrichts, er trägt sie in sich“; Robert Ulshöfer, Methodik des Deutschunterrichts 1, Stuttgart o. J. (1963), S. 2.

3 Erika Essen, Zur Neuordnung des Deutschunterrichts auf der Oberstufe. Heidelberg 1965, S. 38.

4 Heidelberg; 1. Aufl. 1956. Es wird nach der 6. Aufl. (1968) zitiert.

5 Essen, Neuordnung, S. 38 u. S. 42.

Vgl. ferner die Arbeiten v. Essen:

Bildung durch Muttersprache und Schrifttum. Von Comenius zu Hildebrand. In: Wolfgang Scheibe (Hrsg.), Die Pädagogik im XX. Jahrhundert. Stuttgart 1960, S. 159—169.

„Deutschunterricht“: B. In der Höheren Schule. In: H.-H. Groothoff/M. Stallmann (Hrsg.), Pädagogisches Lexikon, Stuttgart 1961, Sp. 166—169.

Erika Essen demonstriert in ihrer „Methodik“ an zahlreichen einzelnen Unterrichtsbeispielen eine Unterrichtspraxis, die durch das durchgehende Prinzip der „Sprachbetrachtung“ die herkömmliche literatur- oder problemgeschichtliche Orientierung des Deutschunterrichts ablösen soll. Die Systematisierung, die die Autorin anstrebt, stellt den Versuch dar, die Grundformen für den muttersprachlichen Unterricht deskriptiv-verstehend herauszuarbeiten und diese im Hinblick auf die ihnen zugeordneten zwischenmenschlichen Beziehungen mit den jeweiligen Bildungszielen zu koordinieren⁶. In Anlehnung an das Bühlersche Funktionsmodell der Sprache⁷ systematisiert Essen nach „sprachlichen Grundhaltungen“, die sie als „Einstellungen und Verhaltensweisen“ zur „sprachlichen Bewältigung der subjektiven und objektiven Wirklichkeit“ versteht⁸. Die Herausbildung dieser „Grundhaltungen“ im Deutschunterricht wird von ihr nicht nur als Prinzip der „Lebenshilfe“, sondern auch als ein Ziel der „Menschenbildung“ verstanden: „Haben wir es mit Sprache zu tun, so haben wir es zu tun mit dem Menschen, arbeiten wir an der Sprache eines Menschen, so rühren wir damit an den Kern seines Wesens und Handelns⁹.“ Soziales Verhalten wird von ihr nach sprachlichen Normen typisiert, das Handeln des Menschen wird zum „Sprachhandeln“, die „menschliche Gesellschaft“ selbst findet ihre „Verwirklichung“ in der Sprache: „In der Dichtung wiederholen sich die Grundformen des Sprachhandelns in Grundformen der Gestaltung: als Lyrik (Äußerung), Drama (Gespräch) und Epos (Darstellung)¹⁰.“

Die Frage nach den Konsequenzen dieser Auffassung von „Sprachbetrachtung“¹¹ und „Sprachbildung“ für die Entwicklung des Deutschunterrichts hat ihre aktuelle Bedeutung in der Diskussion um eine Neuorientierung des Deutschunterrichts; in dem Bemühen um effektive Leistungskontrollen im Fach Deutsch und um die För-

Beurteilung von Leistungen im Deutschunterricht. In: Der Deutschunterricht 1964/1, S. 34—51.

Die Aussagegehalte im Satz. In: Wirkendes Wort, Sammelband IV, Düsseldorf 1962, S. 53—67.

6 Essen, Methodik, S. 11.

7 Vgl. K. Bühler, Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Jena 1934.

8 Methodik, S. 301.

9 Methodik, S. 11.

10 Essen, Methodik, S. 11.

11 Für das Fach Deutsch ist die Bevorzugung „einheimischer Begriffe“ charakteristisch, um die „Eigenständigkeit“ oder auch „Eigenart“ des Faches zu signalisieren. Vgl. dazu die Kritik von Theodor Sander, Rez. zu H. Helmers, Didaktik der deutschen Sprache. In: Päd. Rundschau 1968/7, S. 383. Der Begriff „Sprachbetrachtung“ wird heute auch in Anspruch genommen für die Methoden der werkimantanten Interpretation im Rahmen der Schule, für den funktionalen Grammatikunterricht, der an die Stelle des normativen tritt, und für das Prinzip „formae loquuntur“, nach dem in gattungsspezifischen Formen auch fundamentale Möglichkeiten des Menschseins gedeutet werden.

derung sprachlich benachteiligter Kinder aus sozial unterprivilegierten Schichten ist der „Sprachunterricht“ in den Mittelpunkt des Interesses gerückt. Diese Diskussion hat noch kaum zur Kenntnis genommen, daß die von Essen und anderen Sprachdidaktikern aus der Weisgerber-Schule entwickelte Methode der „Sprachbetrachtung“ weder der Objektivierung von Kriterien der Leistungsbeurteilung dient noch zur kompensatorischen Spracherziehung einen Beitrag leisten kann, sondern diesen Bestrebungen faktisch entgegenwirkt.

Erste Konsequenz: Alte Inhalte erscheinen in einem neuen Gewand.

Im Jahr 1956 erschien zugleich mit der 1. Auflage der Methodik von Erika Essen eine Arbeit von Heinrich Reitemeier, die sich als „Beitrag zur Didaktik und Methodik des Unterrichts in den Mittlere Schulen“ verstand: „Erziehung durch Schrifttum“¹². Der Autor forderte von dem „verantwortungsbewußten Erzieher“ die „Wiederentdeckung der Bedeutung des gesprochenen und geschriebenen Wortes“, um durch „Beeinflussung des ästhetischen Verhaltens“ in „das sittliche Zentrum der Person“ zu zielen¹³; er wollte, da es ein „verbindliches Bild der Dichtung“ nicht mehr geben könne, und die „bisher gültigen Normen des individuellen und gesellschaftlichen Lebens“ immer „fragwürdiger und verschwommener“ geworden seien, neue Wege in der Erziehung einschlagen, die zu einer „innersprachlichen Bewußtheit“ führen¹⁴. Damit versuchte Reitemeier, die Kontinuität eines auf die Vermittlung von überzeitlichen, abstrakten Werten des Menschseins gerichteten Deutschunterrichts durch die Verlagerung des Schwerpunktes von der Literatur- und Kulturkunde auf die Sprachbetrachtung zu bewahren. Dies geschah zu einem Zeitpunkt, als durch die zunehmende Kritik an traditionellen Lesebuchautoren wie Binding, Britting, Carossa, P. Ernst, Kolbenheyer, Schäfer, Weinheber eine Überprüfung des literarischen Kanons im Deutschunterricht erforderlich wurde. Durch den Kunstgriff, von der Interpretation auf die Sprachbetrachtung auszuweichen, entzogen sich die Deutschdidaktiker der unbequemen Notwendigkeit, alte Weltbilder und Vorstellungsinhalte zu revidieren und auf die inhaltlichen Aussagen der Texte moderner oder zuvor „versäumter“ Autoren einzugehen. Die Tatsache, daß die Protagonisten bürgerlicher Innerlichkeit und Geborgenheit allmählich aus den Anthologien und Lesebüchern von modernen Autoren verdrängt wurden¹⁵, läßt da-

12 Frankfurt/Berlin/Bonn. (= Erziehung und Unterricht in den Mittlere Schulen, Heft 2).

13 a.a.O., S. 11.

14 S. 8—14.

15 Vgl. dazu alternative 45, „Moderne Literatur in deutschen Lesebüchern“.

Man vergleiche auch die Lesebücher für die Mittelstufe Wort und Sinn (4) (Schöningh) 1966, Begegnungen (4) (Schroedel) 1966, Lesebuch A 9 (Klett) 1967, in denen neben den traditionellen „Lesebuchautoren“ auch folgende Autoren mit oft mehreren Textproben vertreten sind:

her keine Rückschlüsse auf eine Neuorientierung des Deutschunterrichts zu.

Die Flucht in die „Sprachbeschreibung“ ist freilich nicht nur eine Flucht vor der politischen und gesellschaftlichen Realität, sondern auch vor der oft zitierten „Sprachwirklichkeit“, vor der „Sprache“ als „Gestaltordnung“¹⁶, denn nicht einmal „die Sprache“ kann ja beim Wort genommen werden, wenn die Inhalte aus ihr entlassen worden sind¹⁷. Erst dieser Mechanismus der Realitätsentleerung schafft die Voraussetzung dafür, daß die zurückgebliebenen Sprachhülsen mit neuen ideologischen Sinndeutungen ausgefüllt werden können und sich so in das Herrschaftsmuster von „Stabilität, Sicherung und Ordnung“¹⁸ einpassen lassen: „Im Sprechfeld des Deutschunterrichts möge der Schüler das Prinzip des beziehungsvollen, konstruktiven Zusammenwirkens erfahren und damit die geistige Grundeinstellung gewinnen sowohl zum Bildungsganzen der Schule — die er als ‚Sprechfeld‘ der Fächer verstehen lernen möge — als auch zur ge-

I. Bachmann, E. Barlach, B. Brecht, G. Büchner, A. Döblin, G. Eich, M. Frisch, F. Fühmann, H. Heine, P. Huchel, U. Johnson, F. Kafka, G. Kunert, R. Luxemburg, R. Musil, J. Roth, W. Schnurre, A. Seghers.

16 Essen, Methodik, S. 306.

17 Vgl. dazu Ausführungen zu den jeweiligen Unterrichtsprinzipien: Leo Weisgerber: „... alles Mühen um ein Kennenlernen von Tatsachen und Verfahrensweisen“ hat zurückzustehen vor „dem Arbeiten an einer Daseinsgrundlage des Menschen“. „... hier geht es nicht um Kenntnisse als solche, sondern um das Wecken und Steigern von Kräften ...“ (Das Ziel und die Aufgaben des muttersprachlichen Unterrichts. In: A. Beinlich, Hdb. d. Deutschunterrichts, Emsdetten 1963, S. 27.) E. Essen: „Damit ergibt sich eine Wendung von den Inhalten zu den Arbeitsweisen des Faches.“ (Neuordnung, S. 4). E. Essen: „... nicht die sachliche Wirklichkeit der Dinge und Geschehnisse ist in Sprache zu fassen, sondern deren Verwandlung in eine geistige Welt der Vorstellungen und beziehungsvollen Vorstellungsordnungen.“ (Beurteilung v. Leistungen, S. 41.) Paul Nentwig: „Wahre Dichtung ist zweckfrei.“ (Dichtung im Unterricht, Braunschweig 1960, S. 159.)

18 Vgl. Richtlinien für den Unterricht an den Gymnasien des Landes Niedersachsen: Allgem. Richtlinien und Richtlinien f. d. Deutschunterricht. Hannover, 1965, S. 22. In diesem Zusammenhang bezogen auf die „starke innere und äußere Unruhe“ in der Pubertät.

Besonders für den Deutschunterricht sind die Projektionen kulturpessimistischer Vorstellungen entweder auf ein bestimmtes Stadium jugendpsychologischer Entwicklung oder auf bestimmte gesellschaftliche Verhältnisse — „unaufhebbare Spannungen und Gegensätze“, „durchaus nicht gewisse Zukunft“ (Richtl. Nieders., S. 11) — charakteristisch, da sich aus ihnen die Rechtfertigung von Ordnungsvorstellungen und der Anspruch auf „Lebens-“ oder „Bildungshilfe“ ableiten läßt. Vgl. auch Leo Weisgerber: „... um ein Gegengewicht zu schaffen gegen die erschreckliche Gefahr der Verwahrlosung und des Zerfalls, die über Gebildeten den modernen Hochsprachen fast zwangsläufig schwebt.“ (Die fruchtbaren Augenblicke in der Spracherziehung. In: Wirk. Wort IV, Düsseldorf 1962, S. 17.)

genwärtigen Lebensform der privaten und öffentlichen Wirklichkeit¹⁹.“

In der „methodischen Bildung“ — „Bildung zum Gespräch“, zur „Selbständigkeit“, „zum freien Gestalten“, „zur schriftlichen Arbeit“²⁰ — sollen die für diese „geistigen Grundeinstellungen“ erforderlichen charakteristischen Tugenden erworben werden: „beherrschte Gesamthaltung“ — „maßvolle Selbstbescheidung“ — „Selbstdisziplin“ — „sachliche Sauberkeit“ — „saubere, ehrliche Formung“ — „zuchtvolle Selbstkontrolle“²¹.

Es handelt sich bei der Einbeziehung derartiger personal-ethisch orientierter Bildungsziele in die Sprachbetrachtung allerdings nicht nur darum, daß „philosophische“ und „erkenntniskritische Lernziele“ durch „moralische Forderungen veredelt“ werden, wie H. G. Herrlitz meint²², sondern diese Wertsetzungen sind das Ergebnis einer konsequenten didaktischen Umsetzung derjenigen Sprachtheorien, die von der Existenz einer autonomen „sprachlichen Zwischenwelt“²³ ausgehen; das sehr komplexe Verhältnis von Sprache — Denken — Verhalten wird in dieser Theorie dahingehend vereinfacht, daß in den verschiedenen Elementen der „Muttersprache“ die „geistige Repräsentation der Welt“ abzulesen sei, die den einzelnen als Angehörigen einer „Sprachgemeinschaft“ in seinem Handeln und Denken determiniere²⁴. Die Ausstattung des „Auslösefaktors Sprache“ mit guten oder schlechten Wirkungsmöglichkeiten bleibt dem jeweiligen Engagement des Sprachinterpreten überlassen. Damit kann der sprachbetrachtende Ansatz der ihm von Erika Essen unterlegten Zielsetzung, „dem Subjektiven auch im Bereich des Sprachlichen Halt und Ordnung zu geben“²⁵, nicht gerecht werden.

Zweite Konsequenz: „Sprachbetrachtung“ wird zum Mittel der gesellschaftlichen Integration

Der sprachbetrachtende Unterricht hat sich jedoch nicht nur die Aufgabe gesetzt, individuelles Verhalten durch Sprachvermittlung zu beeinflussen, sondern er sieht sich auch als eine Instanz, durch die gesellschaftliche Sprachgewohnheiten tradiert werden können. Beispielhaft zeigt Bernhard Weisgerber in seiner „Sprachdidaktik“, wie auf der Grundlage der Theorie von Leo Weisgerber — „innere Sprachform“ als „gestaltendes Prinzip“²⁶ — die didaktische Umset-

19 Essen, Methodik, S. 281.

20 Essen, Methodik, S. 280, 284, 289, 300.

21 Essen, Methodik, S. 281, 282, 288, 292, 302.

22 Vom politischen Sinn einer modernen Aufsatzrhetorik. In: Gesellschaft-Staat-Erziehung 1966/4, S. 322.

23 Vgl. dazu bes. Bernhard Weisgerber, Beiträge zur Neubegründung der Sprachdidaktik. Weinheim 1964, Kap.: „Die ‚sprachliche Zwischenwelt‘ und das ‚Weltbild der Sprache‘“, S. 129 ff.

24 B. Weisgerber, S. 131.

25 Essen, Neuordnung, S. 14.

26 B. Weisgerber bezieht sich hier auf Leo Weisgerber, Grundzüge der inhaltsbezogenen Grammatik, Düsseldorf 1962, S. 17. Sprachdidaktik, S. 139.

zung mit sozialpädagogischer Zielsetzung erfolgen kann. Er unterscheidet neun Hauptstufen der sprachlichen Entwicklung des Menschen — von den „Vorstufen des Verstehens“ über die „Sprache der Mutter“ zum „positiven Selbstverständnis zur Sprache“ —, denen er jeweils pädagogische Intentionen und spezifische Aufgabenstellungen des Erziehers zuteilt: Von der „Geborgenheit des Kindes in der Liebe der Mutter“ über das Einfügen „in die sprachliche Gemeinschaft der Heimat“ zur „bewußten und bejahten Einordnung in die Sprachgemeinschaft“²⁷. Dieses Verfahren hat den Vorzug, daß die ideologische Grundentscheidung das „sprachliche Gewand“ ablegen muß²⁸. Man kann gegen B. Weisgerbers Sprachdidaktik einwenden, daß sie von ungeprüften Voraussetzungen ausgeht: Begriffe wie „Sprachgemeinschaft“, „Heimat“, „Wirklichkeit der Sprache“²⁹ werden nicht differenziert, die Geltung der Normen nicht überprüft. Doch für uns ist wichtiger, daß bei B. Weisgerber eindeutiger noch als bei Erika Essen die pädagogische Intention darauf gerichtet ist, den Schüler über die Vermittlung eines sprachlichen Ordnungsgefüges in die bestehenden Verhältnisse, die „Sprachgemeinschaft“, einzuordnen; denn die Aufforderung von B. Weisgerber, daß die Schüler „bewußte Verantwortung für Sprache und Sprachgemeinschaft“ zu übernehmen haben³⁰, bedeutet, daß diese das sprachliche Selbstverständnis des Lehrers, das nach Ansicht der sprachinhaltlich orientierten Didaktiker ja zugleich auch mehr als nur Sprachverständnis, nämlich auch Ausdruck des „Handelns“, des „menschlichen Wesens“, „Bewältigung des Daseins“³¹, reproduzieren und verinnerlichen sollen.

Ein Deutschunterricht mit dieser Sprachkonzeption gewinnt somit die Funktion, Abiturienten ganz speziell auf ihre künftige gesellschaftliche Stellung vorzubereiten: Die Schüler sollen am Ende der Schulzeit wissen, daß die Schule „eine Eröffnung von Räumen“ ermöglicht hat, „die ihnen für ihr künftiges Leben zugänglich“ sein werden³². Die „Realität“ allerdings ist zugunsten des „Undeutbaren“ und der „unbegreiflichen, im Wirklichen verborgenen Wahrheit“³³ aus diesen „Räumen“ entlassen worden; Eingang soll nur die „eigene bedeutsame Wirklichkeit und Wirksamkeit“ der Sprache selbst finden³⁴.

27 B. Weisgerber, Sprachdidaktik: Schematische Übersicht: Stufen der Sprachbildung S. 240—250.

28 Vgl. ähnlich H. Ivos Kritik an Bollnow, Entwurf einer Systematik, S. 463, Anm. 57.

29 a.a.O., Schema, S. 240—250.

30 B. Weisgerber, Schema, S. 250.

31 E. Essen, Methodik, S. 11 u. 12.

32 E. Essen, Methodik, S. 272.

33 E. Essen, Methodik, S. 272. Hier zeigt sich die Nähe des sprachbetrachtenden DU zu dem ehemals vornehmlich inhaltsbezogenen DU. — Vgl. auch Lotte Müller, Der Deutschunterricht. Bad Heilbrunn OBB, 1967, S. 9 und Karl Müller, Bildungsziel und Bildungsauftrag des Deutschunterrichts der Höheren Schule. In: Der Deutschunterricht 1960/1, S. 14 f.

34 Karl-Ernst Jeismann, Der thematische Deutschunterricht und das

Folgt man der schichtenspezifischen Unterscheidung von Gesellschaftsauffassung und Rollenerwartungen, die Leo Kofler festgestellt hat, dann wird durch diese Verlegung der „Wirklichkeit“ in die Sprache genau das vermittelt, was den humanistisch „Höher Gebildeten“ vor der Klasse der vorrangig manuell Tätigen auszeichnet: Er kann sich von allen politischen Tagesfragen, die sein soziales Engagement herausfordern, auf sein inneres Menschentum zurückziehen. In der Dimension der Individualität gewinnt dieser „Gebildete“ das Bewußtsein, daß er seine Persönlichkeit unabhängig von äußeren Einflüssen entwickeln kann. Die Probleme der Außenwelt werden als vulgäre, nicht „eigentliche“ Probleme verdrängt, denn im Bereich der Innerlichkeit erfolgt die Bewährung; „wirkliche“ Freiheit, die nur der „Gebildete“ sich gesellschaftlich erlauben und ökonomisch ermöglichen kann, wird als eine schöpferisch-genießende vorgeführt, die schließlich zu einem sinnvollen und erfüllten Leben führen kann³⁵.

Da diese Werte und sozialen Einstellungen besonders durch das Fach Deutsch vermittelt werden — „persönliche Werthaltung“, „geistige Grundhaltung“, „Selbstbesinnung“³⁶ — entspricht die zentrale Stellung dieses Faches durchaus den realen Anforderungen unserer hierarchisch gegliederten Gesellschaft; faktisch äußert sich dieser Tatbestand darin, daß eine ungenügende Zensur im Fach Deutsch nur selten durch gute Leistungen in anderen Fächern ausgeglichen werden kann³⁷. In der Ideologie des Faches, das sich begreift als „Mittelpunktfach“, als das „umfassendste, schwierigste und reichste Fach“, als „Kernfach unserer Schulbildung“³⁸, wird die Sonderstellung mit dem Rückgriff auf existentielle Wertvorstellungen begründet; wenn auch die Proklamierung einer Lebenshilfe als semantisch inopportun abgelehnt wird, die „Menschenbildung“, der „Reifungsprozeß“ soll auch heute noch vor allem im Deutschunterricht stattfinden: „Bildung des sprechenden Menschen durch Sprache zu Sprache erfaßt das menschliche Wesen in der Ganzheit“³⁹.

Lesebuch. Didaktische Grundfragen der Lesebucharbeit auf der Unter- und Mittelstufe. In: Der Deutschunterricht 1966/4, S. 31.

35 Leo Kofler, Zur Theorie der modernen Literatur. Der Avantgardismus in soziologischer Sicht. Neuwied/Berlin 1962, S. 194 ff.

36 Richtl. Nieders., S. 24 u. S. 20.

37 In der preußischen Reifeprüfungsordnung von 1893 wird ein Ausgleich mangelhafter Leistungen im Deutschen nicht gestattet; dieses Verbot wird 1901 rückgängig gemacht. Bei dieser Regelung bleibt es in der Neufassung 1926—1928. Erst in einem Beschluß der Kultusministerkonferenz von 1956 wird die Regelung von 1893 für alle Bundesländer wieder verbindlich bis zu der Neuregelung von 1964, die unterscheidet zwischen Leistungen in der Sprachbeherrschung und in Literaturkunde. Nur die ersteren können, wenn sie mangelhaft sind, durch kein anderes Fach ausgeglichen werden.

38 Robert Ulshöfer, Methodik des Deutschunterrichts 1, Stuttgart o. J. (1963), 1. Kap., 1. Satz, S. 1. E. Essen, Die Aussagegehalte im Satz, a.a.O., S. 53.

39 E. Essen, Deutschunterricht. Sp. 166.

Dritte Konsequenz: Die „Sprachbetrachtung“ bewirkt ein verschärftes Ausleseverfahren

Das Bemühen, die Sprache der eigenen Statusgruppe der nachfolgenden Generation zu vermitteln und damit dem Jugendlichen sprachlich die „Bewältigung“ der Wirklichkeit zu ermöglichen, verstärkt durch die Perpetuierung eines schichtenspezifischen Sprachbewußtseins die Auslesebarrieren gegenüber sozial unterprivilegierten Kindern. Das mögen „unbeabsichtigte Nebenwirkungen“ der ganzheitlichen Sprachbetrachtung sein, denn daß es in der Sprachdidaktik auch die Möglichkeit einer kompensatorischen Erziehung geben könnte, wird von E. Essen, B. Weisgerber oder H. Helmers überhaupt nicht in Betracht gezogen⁴⁰. Sie können im Gymnasium ja bereits mit Kindern einer Sprachschicht arbeiten, die nach dem Grad ihrer „sprachlichen Weltmeisterung“⁴¹ ausgelesen worden sind. Es hängt mit ihrem pädagogischen Erfahrungskreis und ihrer eigenen Erziehung zusammen, daß sie die Vorstellung haben, „mutter-sprachliche Bildung“ vollziehe sich „im Grunde uneinsehbar, gestalt-haft, fließend“⁴². So wird „Sprache“ gar nicht erst als Lehrgegenstand erkannt, und es kann nicht verwundern, daß in Deutschland Methoden, wie man Sprache lehren könnte, nicht entwickelt worden sind und Erkenntnisse der Soziolinguistik nur zögernd zur Kenntnis genommen werden. Wenn man aber die Forderung nach Chancengleichheit nicht nur abstrakt als das Recht aller auf gleichen Zugang zu den höheren Bildungseinrichtungen versteht, sondern materiell als die gleiche Chance aller begreift, diese auch erfolgreich zu durchlaufen, dann müßten besonders im Deutschunterricht milieubedingte „Retardierungen“ von Kindern aus ökonomisch, sozial und kulturell unterprivilegierten Schichten, die ja besonders die verbalen Fähigkeiten betreffen⁴³, ausgeglichen werden. Dies würde voraussetzen: Entwicklung von Strategien des Sprachgebrauchs für Problemlösun-

40 Eine Auslese auf der Grundlage inhaltsbezogener Sprachbetrachtung propagiert z. B. ausdrücklich Gymnasialprofessor Dr. Hans Meinel in seinem Aufsatz: „Der Satz als Sinneinheit“: In den Übungen mit Konjunktionalsätzen sieht er die Aufgabe, dem „Tertianer“ „in der Sprache ein Spiegelbild von dem zu geben, was sich so vielfältig im wirklichen Leben abspielt“, und er fährt fort: „Das Fach Deutsch wird, wenn Übungen solcher Art regelmäßig durchgeführt werden, außerdem zu einem echten Leistungsfach. Es wird nicht nur das formale Können der Jugendlichen zuverlässig gefördert, es werden auch manche Schüler, an den Maßstäben dieser Übungen gemessen, noch rechtzeitig ausgeschieden.“ (!) In: Der Deutschunterricht 1961/3, S. 25.

41 H. Helmers, Didaktik der deutschen Sprache, Stuttgart 1966: „Die außerordentlich hohen zeitlichen Unterschiede, die sich beim individuellen Erreichen gewisser Grundfunktionen sprachlicher Weltmeisterung zeigen, verlangen auf der II. Bildungsstufe eine starke unterrichtliche Differenzierung. Das wird auch durch die Auslese der Grundschüler nach dem 4. Schuljahr angestrebt.“ S. 28.

42 Helmers, S. 12.

43 Vgl. Ulrich Oevermann, Soziale Schichtung und Begabung. In: Z. f. Päd., 6. Beih. 1966, S. 166—186.

gen — Erweiterung des Wortschatzes in verschiedenen Ebenen und Bereichen — Intensivierung der Kommunikation unter Schülern und Lehrern — Vermittlung des Regelgebäudes der Sprache als Gegenstand rationaler Erkenntnis — strukturierte Unterweisung im Gebrauch syntaktischer Regeln.

Der sprachbetrachtende Deutschunterricht verhindert jedoch geradezu den Ausgleich sprachlich bedingter Chancenungleichheit, da er von der Voraussetzung ausgeht, daß im Kinde „ursprünglich lebendige Sprachkräfte“ vorhanden seien, die nur aktiviert zu werden brauchen⁴⁴. Als Verstärkung der Auslesebarrieren wirkt dieser Unterricht dadurch, daß es für sprachlich nicht so weit entwickelte Kinder sehr viel schwieriger ist, „betrachtend“ sprachliche Normen der Dichtung und auch der eigenen Sprache zu erkennen als ein eingepacktes Regelgebäude anzuwenden oder „lebenskundliche“ Erkenntnisse in einer Art unreflektierter Übernahme der erwarteten Wertskala aus den im Unterricht gelesenen Texten zu gewinnen⁴⁵. Es ist nicht zufällig und bildungspolitisch bedeutsam, daß die Abwertung der traditionellen „Literaturkunde“, die literatur- oder auch problemgeschichtlich orientiert war, gerade zu dem Zeitpunkt erfolgt, da sich das Gymnasium stärker als früher auch für Kinder ökonomisch, sozial und kulturell unterprivilegierten Schichten öffnen soll: „Nicht ausreichende Leistungen im Fach Deutsch können nicht ausgeglichen werden, wenn sie in mangelnder Beherrschung der deutschen Sprache in Wort und Schrift ihre Ursache haben“, sie werden jedoch nicht stärker ins Gewicht fallen als in anderen Fächern, wenn es sich um schlechte Leistungen in „Literaturkunde“ handelt⁴⁶. Dieser Beschluß der 99. Kultusministerkonferenz in Hamburg 1964 wird von Erika Essen bezeichnenderweise nicht aus bildungspolitischen Erwägungen kritisiert, sondern auf Grund ihrer Vorstellung von der Einheitlichkeit des Faches, da es keine „Note im Fach Deutsch“ geben könne, „die nicht die sprachlichen Grundleistungen als Grundlage für die Einstufung der Leistung zum Ausgangspunkt nehmen müßte“⁴⁷.

Verstärkt elitär wirkt der sprachlich orientierte Deutschunterricht dann, wenn er versucht, die „Wirklichkeit“ in das dichterische Wort, mithin in einen Bereich stark idealtypisch genormter Formen, zu verlegen: Nicht die „Realität“ bedeutet „Lebenswirklichkeit“, son-

44 E. Essen, *Methodik*, S. 11.

45 Vgl. dazu auch Jutta Schöler, *Der Deutschunterricht an der Gesamtoberschule FF* (Falkenhagener Feld, Berlin): „In wesentlichen Teilen des Deutschunterrichts geht es weniger um die Erarbeitung richtiger stilistischer, grammatischer und orthographischer Formen als um die... Klärung von Erzählungen, Gedichten, Ganzschriften, Ausarbeitung und Aufführung von Spielszenen, kleinen Hörspielen.“

In diesem Bereich machen sich Unterschiede in der sprachlichen ‚Ausstattung‘ der Schüler kaum negativ bemerkbar.“ In: *Berliner Lehrerzeitung* 1968/8, S. 11.

46 zit. nach E. Essen, *Neuordnung*, S. 136/137.

47 *Neuordnung*, S. 137.

dern dieses Prädikat darf nur die „Wirklichkeit der Sprache“ beanspruchen⁴⁸. Damit erfolgt durch den Deutschunterricht eine idealtypische Überhöhung der sprachlichen Artikulations- und Rezeptionsfähigkeiten der Eigengruppe, die allen anderen sprachlichen Äußerungsmöglichkeiten, die z. B. stärker expressiven, konkret-deskriptiven Charakter tragen mögen, den „Wirklichkeitsbezug“ streitig macht; eine Sprachbarriere wird aufgerichtet, die zugleich signifikant für die Selbsteinschätzung der verschiedenen Gruppen ist, so daß Angehörige kulturell unterprivilegierter Schichten nicht nur ökonomisch und sozial ihre Abhängigkeit zu akzeptieren, sondern in verstärktem Maße auch noch die sprachliche Bewältigung ihrer Situation als minderwertig und „unwirklich“ einzustufen haben. Zum „Ereignishaften der Dichtung“⁴⁹ werden diese Schichten durch den sprachbetrachtenden Unterricht nur schwerlich den Weg finden.

Es soll in diesem Zusammenhang nicht für die Wiedereinführung des traditionellen, lebenskundlich orientierten Literaturkundeunterrichts plädiert, sondern nur darauf hingewiesen werden, daß die „sprachbetrachtende“ Richtung der Deutschdidaktik die Abhängigkeit der Entwicklung sprachlicher Fähigkeiten von sozialen Faktoren nicht berücksichtigt. Es ist durchaus anerkannt, daß die Ausbildung sprachlicher Symbolorganisation die Grundlage dafür ist, die syntaktischen Organisationsprinzipien für das Erkennen gesetzmäßiger Zusammenhänge verfügbar zu machen, und daß das Sprachvermögen als ein Instrument der Kommunikation einer dauernden Differenzierung bedarf. Bei der Entwicklung von Methoden für die intensive Vermittlung von Sprache als Lehrgegenstand in kompensatorischer Funktion wäre die Forderung an die Deutschlehrer zu erheben, das „Gewissen der Höheren Schule zu sein“⁵⁰, damit sie besonders Hilfen gewähren können, die der Norm der bildungsbürgerlichen Sprache nicht entsprechen können; wenn solche „Sprachhilfe“ erfolgreich sein soll, bedürfen die Kriterien der Leistungsbeurteilung allerdings einer Modifizierung, um die Schüler nicht zu entmutigen und ihre sprachlichen Fähigkeiten, die in funktionalem Zusammenhang mit der Struktur ihrer Sozialbeziehungen stehen, nicht leichtfertig zu zerstören.

Neutrale Sprachbetrachtung? Die drei verschiedenen Konsequenzen dieser Neuorientierung im Deutschunterricht beweisen, daß die von den hier zitierten Autoren praktizierte Sprachbetrachtung nicht aus der „subjektiven Deutelei“ herausführt, wenn auch nicht bestrit-

48 Jeismann, S. 32 und vgl. auch W. Keller, Zum Wesen dichterischer Form, in: Der Deutschunterricht 1965/3, S. 44.

49 E. Essen, Methodik, S. 272.

50 Vgl. dagegen die Ausführungen von Karl Müller: „Wir Deutschlehrer aber werden immer eine Sonderstellung einnehmen, da uns mehr als allen anderen unsere Muttersprache als Medium jeglicher Wahrheit in jeglichem Fach anvertraut ist. Wir können nicht mehr Gesetzgeber des Ganzen sein, aber wir wollen hinsichtlich unserer Muttersprache, an die geknüpft ist unser innerstes Sein und damit der Herzschlag unserer innersten Freiheit, das *Gewissen* der Höheren Schule sein.“ A.a.O., S. 19.

ten werden soll, daß Untersuchungen zu dem Laut-, Wort- und Bildmaterial der Sprache, zu den ästhetischen Eigenarten der verschiedenen Gattungen und zu einigen grammatikalischen Fragen den Deutschunterricht bereichert und der impressionistischen Willkür im Umgang mit Dichtung etwas Einhalt geboten haben. Allerdings erscheint durch die immanente Textdeutung das Kunstwerk nicht mehr als komplexes Phänomen in seinen verschiedenen Bezügen, auch wird das Menschliche ästhetisiert und die historische Dimension aufgehoben. Diese für die bürgerliche Literaturwissenschaft, besonders für den New Criticism von Weimann kritisch aufgezeigte Entwicklung⁵¹, die vielleicht erst jetzt und in den folgenden Jahren in der Schulgermanistik ihre volle Ausprägung erfahren wird, hat jedoch eine von Weimann als bedingt positiv verstandene Konsequenz nicht erkennen lassen: den Verzicht auf sogenannte lebenskundliche Erkenntnisse. Diese dringen gerade über die sprachbetrachtende Interpretation von Dichtwerken in den Deutschunterricht ein. Die Ursachen hierfür mögen einerseits in der Lehrerrolle des Deutschdidaktikers selbst liegen, in der er sich vor allem als Pädagoge, als Erzieher der Jugend, und nicht so sehr als Wissensvermittler begreift: zwar wählt er nach den Maßstäben der heutigen, einflußreichen Literaturkritiker und Literaturwissenschaftler seinen Stoff für die Schule aus, doch ist er selbst nie Kritiker; er kann auf die Reflexion und offene Rechtfertigung seiner Auswahlkriterien verzichten und als unkritischer Vermittler von Formen und Inhalten sein gesellschaftliches Bewußtsein in die Methode der Interpretation eingehen lassen. Bestärkt wird der Deutschlehrer in dieser Rolle durch die Erwartung der Eltern, Schüler und Kollegen, daß im Deutschunterricht die „Sache“ nur ein Anlaß für die angestrebte persönliche Aussprache“ sein werde⁵². Andererseits mag es wissenschaftsgeschichtliche Gründe haben, daß besonders in der deutschen Höheren Schule das Korrektiv einer intensiven Textinterpretation für den induktiven Literaturunterricht nicht so wirksam werden konnte wie zunächst im New Criticism selbst: Wissenschaftliche Richtungen wie die strukturelle und generative Grammatik, die allgemeine Semantik und auch der New Criticism mit dem Prinzip des close reading haben in Deutschland durch die eigene nationale Entwicklung keine Tradition. Einige Ergebnisse und Methoden dieser Richtungen wurden importiert, als Ausweg aus dem nationalen Engagement der Literaturwissenschaft angeboten und als „Kunst der Interpretation“ der subjektiven Willkür des Betrachters überantwortet sowie als Ergänzung zu einer allseits praktizierten metaphysischen spekulativen Sprachinhaltsinterpretation begrüßt. Als methodischer Ansatz zu einer Revision der tradierten Zielsetzungen des Deutschunterrichts wurden sie nicht genutzt.

51 Robert Weimann, *New Criticism und bürgerliche Literaturwissenschaft. Geschichte und Kritik neuerer Strömungen I und II*. In: ZAA, 8. Jg. 1960, S. 29—74 und S. 141—170.

52 Auf dieses Abhängigkeitsverhältnis weist H. Ivo ausdrücklich hin. Entwurf einer Systematik, S. 468.

Thomas Metscher

Dialektik und Formalismus

Kritik des literaturwissenschaftlichen Idealismus am Beispiel Peter Szondis

Die vorliegende Arbeit ist der Versuch einer kritischen Analyse der Literaturtheorie Peter Szondis: einer für die akademische bürgerliche Germanistik heute paradigmatischen Position. Soll sie angemessen in den Blick kommen, müssen zugleich auch die systematischen Voraussetzungen der philosophischen Überlieferung, auf der sie beruht, noch einmal verhandelt werden. Es sind die der Ästhetik des deutschen Idealismus. Weiter soll versucht werden, anhand eines bestimmten Problemausschnitts, ein Stück historisch-materialistischer Ästhetik zu entwickeln und der idealistischen Literaturwissenschaft entgegenzusetzen.

Die „Theorie des modernen Dramas“ und die Aporien idealistischer Ästhetik

„Entscheidende Einsichten verdankt die Untersuchung der Hegelschen Ästhetik, E. Staigers ‚Grundbegriffen der Poetik‘, dem Aufsatz von G. v. Lukács ‚Zur Soziologie des modernen Dramas‘ und Th. W. Adornos ‚Philosophie der neuen Musik‘.“ Mit diesem Satz schließt die 1962 erschienene „Theorie des modernen Dramas“, und in der Tat verraten Diktion, Begriffsbildung und der systematische Bau des Buches, daß Szondi der idealistischen Ästhetik vieles, wenn nicht alles verdankt. Doch überrascht, daß hier gerade der Titel desjenigen Werks fehlt, das nicht nur das Verbindungsglied zwischen der „Theorie des modernen Dramas“ und den klassischen Texten des deutschen Idealismus gewesen sein dürfte, sondern von dem diese auch in ihrer Systematik unmittelbar abhängig zu sein scheint: die im Kriegswinter 1914/15 niedergeschriebene „Theorie des Romans“ des jungen Georg Lukács¹, ein Werk, das auch heute noch den Ruf eines kanonischen Texts genießt und von dem es heißt, es habe einen seither nicht mehr verlorenen „Maßstab philosophischer Ästhetik“ (Adorno) aufgerichtet, ja der Literaturtheorie erst das Terrain erobert, das die späteren Untersuchungen Benjamins und Adornos schließlich in Besitz nahmen². — Die Abhängigkeit der „Theorie des

1 Szondi erwähnt die „Theorie d. Romans“ allerdings an anderem Ort („Theorie d. mod. Dramas“, S. 9), wo er sie Benjamins „Ursprung d. dt. Trauerspiels“ u. Adornos „Philosophie d. neuen Musik“ als Vorbildern einer modernen „historischen Ästhetik“ an die Seite stellt.

2 Siehe dazu Peter Furth im „Argument“, 26 (Juli 1963), S. 49.

modernen Dramas“ von der „Theorie des Romans“ zeigt sich deutlich in der Gemeinsamkeit der systematischen Struktur beider Werke. Wird bei Lukács der problematischen Form des Romans die unproblematische, in sich geschlossene Welt des Homerischen Epos als Norm und Muster gegenübergestellt, so konfrontiert Szondi das moderne Drama als problematische Form mit einem gleichfalls als normativ postulierten ästhetischen Idealtypus, dem „absoluten“ „Drama der Neuzeit“. Die systematische Analogie beider Theorien liegt auf der Hand. In beiden Fällen dient die idealtypische Konstruktion als Folie, von der her bestimmte Formen der Moderne in ihrer Logizität durchschaubar werden sollen. In beiden Fällen trifft die idealtypische Norm die Bestimmung der Geschlossenheit, Reinheit und Ursprünglichkeit, während dem eigentlichen Gegenstand der Untersuchung die der Offenheit, Problematik und Krisenhaftigkeit zugeschrieben wird. Beide Male also erscheinen die literarischen Formen der Moderne als Derivate ursprünglicher Totalität. Der Begriff des Epos bei Lukács und der Begriff des Dramas bei Szondi fungieren dabei als aprioristische Instanz, von der her ‚Roman‘ bzw. ‚modernes Drama‘ als derivative Erscheinungen sichtbar und in ihrer Problematik erkannt werden.

Im Vorwort zur Neuausgabe der „Theorie des Romans“ (Luchterhand 1963) schreibt Lukács, diese sei „das erste geisteswissenschaftliche Werk, in dem die Ergebnisse der Hegelschen Philosophie auf ästhetische Probleme konkret angewendet wurden“, wobei die „Analysen von Goethe und Schiller“ sowie „die ästhetischen Theorien des jungen Friedrich Schlegel und Solgers . . . die allgemeinen hegelianischen Umriss (ergänzen und konkretisieren)“. ³ Die der „Theorie des Romans“ zugrunde liegende philosophische Systematik ist also nicht die der Hegelschen Ästhetik allein. Sie ist in Schillers Aufsatz „Über naive und sentimentalische Dichtung“ (1795) zum erstenmal in ausgebildeter Form entwickelt worden. In dieser Arbeit, einer der grundlegenden ästhetischen Texte des deutschen Idealismus, entwickelt Schiller das Konzept einer strengen Antithetik zwischen antiker und moderner Dichtungsform, denen psychologisch die „Empfindungsweisen“ des Naiven und Sentimentalischen entsprechen. Zugleich bezeichnet der Begriff des Naiven geschichtsphilosophisch die geschlossene Kultur der griechischen Polis, der des Sentimentalischen die problematische Form moderner Kultur. Schillers Kategorien haben eine dreifache Bedeutung: eine ästhetische, als „Dichtungsweisen“; eine psychologische, als „Empfindungsweisen“ (oder, wie der frühe Lukács sagen würde: als Kategorien der „gestaltenden Gesinnung“); und eine geschichtsphilosophische, als Begriffe des Gegensatzes von antiker und moderner Welt. Die ästhetisch-psychologischen Bestimmungen werden von Schiller also als geschichtlich vermittelt angesehen. Nicht nur ist die Theorie objektiver Formen auf die gestaltende Gesinnung des poetischen Subjekts zurückbezogen, dieses selbst wird als geschichtlich Bedingtes zu dem Gesamt-

3 „Theorie d. Romans“ (2. Aufl., Neuwied, 1963).

zustand seiner gesellschaftlich-kulturellen Umgebung in Beziehung gesetzt. So ist das Naive, das subjektiv als Kategorie der spontanen Produktivität erscheint (eine Weiterbildung des Kantschen Geniebegriffs), nur möglich innerhalb einer absoluten, in sich geschlossenen Welt, in der Totalität dem Subjekt in unmittelbarer Weise gegenwärtig war, d. h. Erfahrung noch nicht in feindlicher Differenz gegenüberstand. Es sind die ‚seligen Zeiten‘, die auch der Beginn der „Theorie des Romans“ in mythischer Sprache beschwört: „Selig sind die Zeiten, für die der Sternenhimmel die Landkarte der gangbaren und zu gehenden Wege ist und deren Wege das Licht der Sterne erhellt.“⁴ Mit diesen Worten beschreibt Lukács das „Weltzeitalter des Epos“⁵, und in der Tat hat Schillers Begriff des Naiven die gleiche Funktion, die bei Lukács der des Epos besitzt. Es ist der Begriff der idealtypischen Konstruktion einer aprioristischen Norm (der der „Natur“), von dem her der reflektierte und daher problematische Charakter moderner Dichtung — und der modernen Zivilisation überhaupt („Kunst“ in der Sprache Schillers) — erst philosophisch begriffen werden kann. Denn Schillers Interesse gehört primär dem Phänomen der Moderne. Worum es ihm geht, ist die Grundlegung einer geschichtsphilosophischen Ästhetik der modernen Kunst überhaupt. Das Wesen der Moderne aber ist ihm erst im eigentlichen Sinne das von Geschichte. ‚Moderne‘ wird charakterisiert als Verlust einer ursprünglich gegebenen, unreflektierten, daher aber un- oder vorhistorischen Identität, der naiven Weltordnung, spontane Einheit von Wirklichkeit und Ideal als „Natur“. ‚Moderne‘ bedeutet Spaltung und Zerrissenheit: die empirische Kategorialität der Geschichte, zugleich aber auch Tendenz zur Vereinigung des Getrennten, nicht als Sehnsucht nach der paradiesischen Unschuld des Ursprungs, sondern als Anspruch und Forderung der Vernunft. Vernunft ist der Wille zur Identität als Gesetz der Geschichte: Wille, das Zerrissene auf einer Ebene zu vereinen, in der die Antagonismen der Geschichte aufgehoben sind und die Inhalte des natürlichen Bewußtseins — und des natürlichen Lebens — in humanisierter Form wiederkehren. Die innere Problematik der modernen Dichtung nun besteht gerade darin, daß sie, will sie den Anspruch auf Darstellung von Totalität (bei Schiller gleichfalls „Natur“) nicht aufgeben, die Antagonismen der modernen Welt, das heißt aber jetzt: die Antagonismen der Geschichte selbst, zu ihrem Gegenstand machen, ja als aprioristische Prinzipien ihrer Form zugrunde legen muß. Die moderne Dichtung trägt damit, ist sie ihrem Begriff adäquat, den Charakter der Zerrissenheit als formbildendes Prinzip in sich selbst, nicht in der Weise bloßer Reproduktion antagonistischer Wirklichkeit (das wäre Naturalismus), sondern in der Form der Reflexion des Zerrissenen auf das ihm inhärente Prinzip seiner Vereinigung. Moderne Dichtung hat also ihr Wesen in der Dialektik von Wirklichkeit und Ideal (als dem Begriff der gedachten Einheit von Wirklichkeit

4 Op. cit., S. 22.

5 Op. cit., S. 23.

und Vernunftidee). Ihre spezifischen Formen bestimmen sich als Reflexionsmodi dieser Dialektik. „Satire“, „Elegie“ und „Idylle“ bezeichnen als ästhetische Kategorien die möglichen Weisen, in denen das Verhältnis von Wirklichkeit und Ideal — die geschichtsphilosophischen Kategorien empirischen Daseins und ideeller Totalität — überhaupt auftreten kann. In der *Satire* „wird die Wirklichkeit als Mangel dem Ideal als der höchsten Realität gegenübergestellt“; in der *Elegie* findet der Verlust „eines idealischen Gegenstandes ... in der Wirklichkeit“ seinen Ausdruck; die *Idylle*, als poetische Form versöhnter Wirklichkeit, zeigt „den Menschen ... in einem Zustand der Harmonie und des Friedens mit sich selbst und von außen“. Die Theorie der Idylle erhält so eine zentrale geschichtsphilosophische Funktion. Denn in ihrer eigentlichen Form wird diese, wie Schiller nachdrücklich betont, erst in einer Welt möglich sein, in der die Zerrissenheit der Gegenwart überwunden und das Reich der Freiheit Realität geworden ist. Die Theorie der Idylle enthält daher die Utopie einer Kunst der Zukunft, in der die versöhnte Wirklichkeit sich selbst zum Bilde und dessen bewußt wird, was sie ist: ein Werk der menschlichen Vernunft.

Mit der zugleich ästhetischen und geschichtsphilosophischen Konstruktion von „Über naive und sentimentalische Dichtung“ hat Schiller die großen ästhetischen Systeme des deutschen Idealismus vorbereitet. In der „Ästhetik“ hat Hegel selbst „Schillern das große Verdienst zugestanden ... den Versuch gewagt zu haben, ... die Einheit und Versöhnung denkend als das Wahre zu fassen“⁶, d. h. eine geschichtsphilosophische Ästhetik auf dialektischer Grundlage begründet und Hegels eigene Reflexion der ästhetischen Kategorien auf die Geschichte vorbereitet zu haben. Die Hegelsche Ästhetik ist Resultat der Bemühung, die bei Schiller lediglich implizierte Historisierung der ästhetischen Kategorien in systematischer Form durchzuführen. Hegels ästhetisches System ist systematische Ästhetik und Philosophie der Geschichte der Künste in einem, derart, daß diese sich als Selbstverwirklichung der Idee der Kunst, des Ideals, darstellt. Die ästhetischen Kategorien werden zwar historisiert, als systematische jedoch keineswegs, wie Szondi meint⁷, aufgegeben. Hegel historisiert lediglich innerhalb des ontologischen Horizonts einer aprioristischen Theorie ästhetischer Formen, von einer radikalen Historisierung der ästhetischen Grundbegriffe kann gar nicht die Rede sein. Die Idee selbst — das „Ideal des Kunstschönen“ — ist das formende Prius jeder Einzelercheinung. Die historischen Kunstformen („symbolisch“, „klassisch“, „romantisch“), denen das „System der einzelnen Künste“ („Architektur“, „Skulptur“, „Poesie“) strukturell zugeordnet ist, sind lediglich die Modi ihrer historischen Konkretion. Die Idee enthält die konkreten Bestimmungen ihrer historischen Verwirklichung bereits in sich selbst. Die Geschichte der Künste ist die Geschichte

6 „Ästhetik“ (Berlin, 1955), S. 101.

7 „Theorie d. mod. Dramas“, S. 8. In dem Aufsatz „Gattungspoetik und Geschichtsphilosophie“ („Hölderlin-Studien“, Frankfurt a. M., 1967, S. 126 f.) scheint Szondi diese Behauptung allerdings zurücknehmen zu wollen.

der Selbstverwirklichung ihrer Idee. Die ontologische Konstruktion hat die Funktion, die Vielfalt der Einzelercheinungen als organische, ‚systematische‘ Einheit sichtbar zu machen; ja erst vom noumenalen Horizont der kategorialen Formen erhalten die Phänomene ihre Gültigkeit zugesprochen. Ihr Kreis ist fest vorgezeichnet, und mit der höchsten Form der Kunst, dem Drama, erreicht diese auch schon ihr Ende⁸. Die Geschichte der Kunst wird bei Hegel also nur innerhalb einer umfassenden ontologischen Konstruktion sichtbar. Zwar werden die Kunstformen auf die je spezifische Form des ‚Weltzustandes‘ als der causa materialis ihrer Existenz bezogen und insofern freilich auch ‚historisiert‘, in formaler Hinsicht jedoch sind sie Modi der Selbstverwirklichung der einzigen metaphysischen Substanz, die allein der Geschichte ihren Sinn gibt. Die konkrete Totalität der Geschichte der Künste ist für Hegel ein systematisches Ganzes nur kraft der ihr zugrunde liegenden Idee, deren logische Apriorität nie in Frage gestellt wird. Von philosophischem Interesse ist „nicht die Logik der Sache, sondern die Sache der Logik“.⁹ ‚Geschichte‘ bei Hegel ist eben nicht empirische Geschichte, sondern ein Vermittlungsprozeß, den die Idee mit sich selbst vornimmt. So gilt Marx‘ Kritik der Hegelschen Staatsphilosophie in gleicher Weise auch für die Hegelsche Ästhetik: „Es wird also die empirische Wirklichkeit erscheinen, wie sie ist; sie wird auch als vernünftig ausgesprochen, aber sie ist nicht vernünftig wegen ihrer eigenen Vernunft, sondern weil die empirische Tatsache in ihrer empirischen Existenz eine andere Bedeutung hat als sich selbst.“¹⁰ „Der Wahrheit nach hat Hegel nichts getan als ... aus der allgemeinen Idee das Bestimmte entwickelt. Er hat zu einem Produkt, einem Prädikat der Idee gemacht, was ihr Subjekt ist. Er entwickelt sein Denken nicht aus dem Gegenstand, sondern den Gegenstand aus einem mit sich fertig und in der abstrakten Sphäre der Logik mit sich fertig gewordenen Denken.“¹¹ Das ideelle An-sich der Differenzen zwischen den einzelnen Kunstformen und Gattungen ist gerade die causa prima metaphysica, die hinter der Existenz der konkreten Werke steht und diese erst hervorbringt. Von den systematischen Voraussetzungen der Hegelschen Philosophie her ist es durchaus konsequent, wenn die Auflösung einer bestimmten Form des Dramas, die empirisch nur eine unter anderen, philosophisch jedoch die ideell vorgegebene ist, zum Untergang des Dramas selbst hypostasiert wird, und darüber hinaus zum Ende der Kunst überhaupt. Neue Formen der Kunst, wie überhaupt die Möglichkeiten einer Kunst der Zukunft, lassen sich aus der Ästhetik nicht mehr bestimmen. Theorie und Praxis des Brechtschen Theaters etwa liegen jenseits des Hegelschen Systems, sie wären erst von einer materialistischen Dialektik her philosophisch erfaßbar.

8 „Ästhetik“, S. 1104 f.

9 Marx, „Kritik d. Hegelschen Staatsphilosophie“, „Frühschriften“ (Stuttgart, 1953), S. 33.

10 Op. cit., S. 26.

11 Op. cit., S. 29.

Lukács' „Theorie des Romans“ versteht sich nachdrücklich aus der Überlieferung der klassischen idealistischen Ästhetik. Hegel ist ihr „methodologischer Wegweiser“ in „ästhetisch-philosophischer“ — wenn auch nicht gesellschaftlicher — Hinsicht¹². Die „Theorie des Romans“ ist der Versuch, in idealistischer Nachfolge „eine im Wesen der ästhetischen Kategorien . . . begründete, historisch fundierte allgemeine Dialektik der Genres“ vorzulegen, „die eine innigere Verknüpfung von Kategorie und Geschichte anstrebt, als er (Lukács) sie bei Hegel selbst vorfand“.¹³ Obwohl das Buch aus einer gesellschaftskritisch-utopistischen Stimmung heraus geschrieben wurde („Die ‚Theorie des Romans‘ ist nicht bewahrenden, sondern sprengenden Charakters“)¹⁴, übernimmt Lukács den transzendentalen Schematismus der idealistischen Ästhetiken ohne kritische Vorbehalte. „. . . der Verfasser der ‚Theorie des Romans‘ hatte eine Weltauffassung, die auf eine Verschmelzung von ‚linker‘ Ethik und ‚rechter‘ Erkenntnistheorie (Ontologie etc.) ausging“.¹⁵ Mit dem Begriff ‚rechter Erkenntnistheorie‘ meint Lukács die der idealistischen Tradition. Die heile Welt der Homerischen Epopöe, mit der der Roman als „Spiegelbild einer Welt, die aus den Fugen geraten ist“ kontrastiert wird, hat keine Wirklichkeit in der Geschichte, sie ist Idee epischer Dichtung überhaupt und bezeichnet den aprioristischen Horizont, von dem her die problematische Form des Romans, der „Ausdruck der transzendentalen Obdachlosigkeit“, allein erst in den Blick kommt. „Der Roman ist die Epopöe eines Zeitalters, für das die extensive Totalität des Lebens nicht mehr sinnfällig gegeben ist, für das die Lebensimmanenz des Sinnes zum Problem geworden ist, und das dennoch die Gesinnung zur Totalität hat.“¹⁶ Die Form des Romans bestimmt sich in psychologischer Hinsicht aus dem „Heimweh“ der Seele nach ihrer „transzendentalen Heimat“, die sie im „Weltzeitalter des Epos“ einmal besaß. „Die Epopöe gestaltet eine von sich aus geschlossene Lebenstotalität, der Roman sucht gestaltend die verborgene Totalität des Lebens aufzudecken und aufzubauen . . . So objektiviert sich die formbestimmende Grundgesinnung des Romans als Psychologie der Romanhelden: sie sind Suchende.“¹⁷ Die Romanform als notwendige und allein mögliche „epische Form unserer Tage“ begründet sich von der „Problematik der Gesamtkultur“ der Gegenwart her, die — in kritischer Reaktion gegen die apologetische Auffassung der Gegenwart bei Hegel — mit Fichte als „Zeitalter der vollendeten Sündhaftigkeit“ charakterisiert wird. Mit dieser Formulierung aber meint Lukács Geschichte überhaupt. Denn die Welt des Epos ist keine eigentlich historische Welt. Sie ist transzendente Heimat, nicht allein der epischen Form, sondern auch der

12 Siehe Lukács' Vorwort zur 2. Aufl. d. „Theorie d. Romans“.

13 Loc. cit.

14 Loc. cit.

15 Loc. cit.

16 „Theorie d. Romans“, S. 53.

17 Op. cit., S. 57.

Geschichte: „prästablierter ewiger Ort“ des Schönen und Goldenes Zeitalter der Menschheitsgeschichte in einem. Erst im Roman ist im wesentlichen Sinne Geschichte am Werk¹⁸. Deren Formgesetz spiegelt sich in dem immer wieder problematischen Formgesetz des Romans. In ihm sind „kontingente Welt“ und „problematisches Individuum“ auseinander getreten. So trägt sich in dem inneren Formgesetz des Romans das des Lebens selbst aus und wird seiner ansichtig. Die Antwort auf die Frage „Wie kann das Leben wesenhaft werden?“ ist ihm nicht wie dem Epos das „formende prius jeder Einzellerscheinung“, sondern allein subjektives Apriori der „gestaltenden Gesinnung“. Sein Formgesetz ist von dem Ethos dieser Suche nach sinngebender Totalität bestimmt, in der sowohl die ästhetische Form als auch die Geschichte selbst gerechtfertigt wären. Als „Form der Epoche der vollendeten Sündhaftigkeit“ ist der Roman zugleich „Epopöe der gottverlassenen Welt“, weil er Epopöe der *geschichtlichen* Welt ist. Das bedeutet, daß in der „Theorie des Romans“ „Geschichte nur als brechendes, trübendes Medium eines überhistorisch Gültigen und schließlich als Verfall einer ursprünglichen, vor aller Geschichte liegenden Totalität in den Blick kommt“.¹⁹

Szondi „Theorie des modernen Dramas“ tritt emphatisch mit dem Anspruch auf, sich auf radikal „historisiertem Boden“ zu befinden und von jeder systematischen bzw. ‚ontologischen‘ Ästhetik getrennt zu haben²⁰. Es scheint zunächst, als würde Szondi diesen Anspruch in der theoretischen Durchführung einzulösen imstande sein. So versucht er, in achtzehn sehr konzentriert geschriebenen Analysen individueller Werke bzw. Werkgruppen die Entwicklung des modernen Dramas „an ausgewählten Beispielen zu erfassen“, also aus phänomenologischer Reflexion auf die ‚Sachen selbst‘ ihre Theorie zu begründen. Auch wird dem modernen Drama weder eine abstrakte logische Idee noch etwa ein in grauer Vorzeit liegender Ursprung seiner dramatischen Form als Norm gegenübergestellt, sondern der, wie Szondi betont, *historische Begriff des Dramas der Neuzeit*: „Der Begriff des Dramas ... (steht) als historischer ... für eine literaturgeschichtliche Erscheinung, nämlich das Drama, wie es im elisabethanischen England, vor allem aber im Frankreich des siebzehnten Jahrhunderts entstand und in der deutschen Klassik weiterlebte.“²¹ Und doch können weder phänomenologische Textanalytik noch die prä-tendierte Historisierung der dramaturgischen Norm darüber hinwegtäuschen, daß der systematischen Konstruktion des Ganzen eine logische Struktur zugrunde liegt, in der die Schematismen der idealistischen Systeme in formalisierter Gestalt wiederkehren.

In der methodologischen Einleitung seines Buchs beruft sich Szondi ausdrücklich auf die dialektische Bestimmung von Form und Inhalt der Hegelschen „Logik“ und fährt fort: „Die Identischsetzung von

18 Siehe dazu Furth, „Argument“ 26 (Juli 1963), S. 51.

19 Loc. cit.

20 „Theorie d. mod. Dramas“, Einleitung.

21 Op. cit., S. 10.

Form und Inhalt vernichtet auch den im alten Verhältnis enthaltenen Gegensatz zeitlos-geschichtlich und hat so die Historisierung des Formbegriffs zur Folge, letztlich die Historisierung der Gattungspoetik selbst. Lyrik, Epik und Dramatik werden aus systematischen Kategorien zu historischen.“²² Das „Ausharren auf dem historisierten Boden“ habe dann „in der Nachfolge Hegels zu Schriften (geführt), die eine historische Ästhetik nicht nur der Dichtung entwerfen“²³: die „Theorie des Romans“, Benjamins „Ursprung des deutschen Trauerspiels“ und Adornos „Philosophie der neuen Musik“. In dieser Überlieferung nun soll auch die „Theorie des modernen Dramas“ gesehen werden, ja hier bezeichnet Szondi genau ihre methodologischen Voraussetzungen. Die „Theorie des modernen Dramas“ ist also als Text zu lesen, der deutlich mit dem Anspruch einer philosophischen Ästhetik in der Nachfolge Hegels und des Hegelianismus auftritt. ‚Historisieren‘ in dieser Tradition aber bedeutet: Reflexion auf Geschichte innerhalb eines fixierten ontologischen Horizontes. Von Historisierung im Sinne realer geschichtsphilosophischer Dialektik wäre erst dann zu sprechen, wenn, wie Marx es in seiner Hegelkritik fordert, das Denken analytisch aus dem empirischen Gegenstand entwickelt wird, d. h. allein innerhalb einer materialistischen Umkehrung Hegelscher Dialektik. Und tatsächlich ist das, was Szondi Historisierung nennt, lediglich die Verkleidung eines im Grunde aprioristischen Ansatzes. In Wahrheit wird auch in der „Theorie des modernen Dramas“ einem idealtypisch konstruierten Begriff des Dramas die moderne Dramatik als seine Auflösungserscheinung gegenübergestellt. Das Problematischerwerden der dramatischen Form in der Moderne ist, auf sein systematisches Schema reduziert, ein Vorgang begriffsgeschichtlicher Immanenz.

„Absolutes“ und „gemischtes“ Drama: Zum Problem einer materialen Ästhetik dramatischer Formen

Der „Begriff des Dramas“, schreibt Szondi²⁴, steht als „historischer“ für das „Drama der Neuzeit“, das in der Renaissance entstand. „Es war das geistige Wagnis des nach dem Zerfall des mittelalterlichen Weltbildes zu sich gekommenen Menschen, die Werkwirklichkeit, in der er sich feststellen und spiegeln wollte, aus der Wiedergabe des zwischenmenschlichen Bezuges allein aufzubauen.“ In diesem Drama wurde „der Dialog ... vielleicht zum erstenmal in der Geschichte des Theaters ... zum alleinigen Bestandteil des dramatischen Gewebes“. Der Form nach ist es „absolut“: Es „kennt nichts außer sich“, weder den Dramatiker — er ist „im Drama abwesend“ — noch den Zuschauer, dessen Verhältnis zu ihm „nur vollkommene Trennung und vollkommene Identität kennt ... , nicht aber Eindringen des Zuschauers ins Drama oder Angesprochenwerden des Zuschauers durch das Drama“. „Daß das Drama ein Absolutes ist“, bedeutet:

22 Op. cit., S. 8.

23 Op. cit., S. 9.

24 Siehe Kap. „Das Drama“, op. cit., S. 12 ff.

„Das Drama ist primär. Es ist nicht die (sekundäre) Darstellung von etwas (Primärem), sondern stellt sich selber dar, ist es selbst. Seine Handlung wie auch jede seiner Repliken ist ‚ursprünglich‘, wird in ihrem Entspringen realisiert.“

Die Bestimmungen dessen, was Szondi „das Drama“ nennt, lassen deutlich erkennen, daß hier eine besondere dramaturgische Form postulativ zum Idealtypus des neuzeitlichen Dramas erklärt wird, d. h. aber zu dessen allein repräsentativer Gestalt. Es ist das Drama der streng geschlossenen Form: die französische Tragödie und die klassizistischen Dramen Schillers und Goethes. Szondis Verfahren ist insofern rein postulativ, als er eine partikuläre Form, die historisch eben nur eine unter anderen ist, zu der die Geschichte des neueren Dramas überhaupt konstituierenden Norm, zu ihrem repräsentativen Typus erhebt. Was in diesem Schematismus zu Worte kommt, ist wiederum eine idealistische Konstruktion. Von neuem wird die Logik der Sache der Sache der Logik unterworfen. Denn „schon seit dem Ende des Mittelalters“ verläuft die literatur- und kunstgeschichtliche Entwicklung Europas „zwischen den beiden Polen einer streng tektonischen und einer formal freieren, das heißt einer mit der Klassik verwandten und einer ihr entgegengesetzten Kunstauffassung“²⁵. Ja bereits anhand einer bloßen Bestandsaufnahme historischer Materialien ließe sich ohne Schwierigkeit demonstrieren, daß sogar die Mehrzahl der in der Geschichte des neueren europäischen Dramas überlieferten Texte mit der Szondischen Bestimmung des ‚absoluten Dramas‘ in keiner Weise zu erfassen sind²⁶. — Warum gerade die streng tektonisch-klassizistische Form des neuzeitlichen Dramas als dessen repräsentative Gestalt postuliert, seine atektonische Variante — wie vor allem das Drama Shakespeares und diesem verwandte Formen²⁷ — dagegen völlig ignoriert wird, begründet Szondi in keiner Weise und ließe sich aus der Sache selbst auch kaum rechtfertigen. Denn erstens besitzt das europäische Drama bereits seit dem Mittelalter in einer großen Zahl

25 Arnold Hauser, „Sozialgeschichte der Kunst und Literatur“ (München, 1953), 2. Bd., S. 144.

26 Weder Mysterienspiel noch Moralität oder barockes Welttheater, noch auch die elisabethanische Tragikomödie lassen sich mit der Bestimmung des ‚absoluten Dramas‘ erfassen. Sie gilt ebensowenig für die Komödie als Gattung wie sie für das Drama des Sturm und Drang, der Romantik oder gar den „Faust“ anwendbar ist.

27 Zum Gegensatz zwischen dem Drama Shakespeares und der klassizistischen Tragödie siehe Hauser, „Sozialgesch. d. Kunst“, 1. Bd., S. 452 f.: „Man hat die Besonderheit der Erscheinung Shakespeares und den Gegensatz seines dramatischen Stils zur klassischen und normativen Form von jeher empfunden und betont. Schon Voltaire, ja schon Johnson erkannte, daß hier eine wilde, naturhafte, um die ‚Regeln‘ unbekümmerte ... Kraft am Werke war und in einer von der klassischen Tragödie vollkommen verschiedenen dramatischen Form Ausdruck fand. Jeder, der für stilistische Unterschiede Sinn hatte, sah, daß es sich hier um zwei verschiedene Typen einer Gattung handelte ...“

seiner Gestalten das ‚Phänomen der Episierung‘²⁸, das Szondi allein dem modernen Drama zuspricht, ja von dem her er seine ‚Krise‘ erläutert. Zweitens ließe sich gerade in der Frage nach dem *Repräsentanzcharakter* der in der Geschichte der neueren Literatur überlieferten dramatischen Formen (der Begriff sei in einem zugleich sozialgeschichtlichen und geschichtsphilosophischen Sinn verwendet) nachweisen, daß dieser, wenn überhaupt einer besonderen dramaturgischen Gestalt, allein der des Shakespeareschen Dramas zugeschrieben werden dürfte. Der normative Rang Shakespeares in technisch-formaler sowie inhaltlich-thematischer Hinsicht ist jedenfalls nicht erst von zeitgenössischen ‚linken‘ Autoren wie Brecht und O’Casey behauptet worden. Bereits Lessing, Herder, der Sturm und Drang, Goethe, die Romantiker, ja Hegel selbst haben im Namen Shakespeares gegen die Ansprüche und Einflüsse der französischen Tragödie und ihrer Apologeten Einspruch erhoben und den repräsentativen Rang des elisabethanischen Dramas mit überzeugenden Gründen dargestellt²⁹. Hegel erkennt richtig, daß die klassizistische Tragödie ein Versuch der Restauration des antiken, vor allem des sophokleischen, Tragödienstils ist. Die französische Tragödie sei „aus der Nachbildung der Alten“ entsprungen³⁰, wie auch Schiller „das Prinzip der antiken Tragödie ... in der modernen dramatischen Kunst wiederherzustellen im Sinne hatte“.³¹ Shakespeare dagegen ist der repräsentative Dichter eines Weltzeitalters, in dem die geschlossene Ästhetik der klassischen Formenwelt, wie sie in der griechischen Tragödie exemplarisch vorliegt, zum Problem geworden ist. Ja das Problematischwerden klassischer Formen ist Hegel die aprioristische Bedingung der Möglichkeit moderner Poesie überhaupt, weil sich in dieser gerade „im Unterschied der einfachen Konflikte, wie wir sie bei den Alten finden, die Mannigfaltigkeit und Fülle der handelnden Charaktere, die Seltsamkeit immer neu durcheinander-

28 Wenn überhaupt in literarhistorischer Hinsicht von so etwas wie einer ätiologischen ‚Urform‘ des neuzeitlichen Dramas die Rede sein kann, wäre zuerst das Mysterienspiel zu nennen, der Typus einer bereits extensiv-epischen Form. Die Abhängigkeit des elisabethanischen Dramas von den Mysterienspielen ist eine allgemein bekannte Tatsache, es sei aber in diesem Zusammenhang daran erinnert, daß die französische Tragödie selbst entwicklungsgeschichtlich als Reaktion gegen die „maßlose, unökonomische, die Episoden endlos häufende Kompositionsweise des Mittelalters“ (Hauser, „Sozialgesch. d. Kunst“, 1. Bd., S. 478) gedeutet werden muß, also modo negativo noch mit der Tradition des mittelalterlichen Dramas zusammenhängt. — Dazu auch Hauser, „Sozialgesch. d. Kunst“, 2. Bd., S. 139; Allardyce Nicoll, „World Drama“, London, 1959, S. 301 u. 304.

29 Im „Wilhelm Meister“ wird die Überwindung des Klassizismus durch die Entdeckung Shakespeares als konstitutives Moment im Bildungsprozeß des bürgerlichen Bewußtseins begriffen; es indiziert seine Entwicklung von der bewundernden Anerkennung zur Kritik des Feudaladels (bereits in der „Theatralischen Sendung“, siehe bes. 5. Buch, dann in die „Lehrjahre“ übernommen).

30 „Ästhetik“, S. 1096.

31 Op. cit., S. 1095.

geschlungener Verwicklungen, die Irrgewinde der Intrige, das Zufällige der Ereignisse, überhaupt alle die Seiten mit Recht geltend (machen), deren Freiwerden gegen die durchgreifende Substantialität des wesentlichen Inhalts den Typus der romantischen Kunstform im Unterschiede der klassischen bezeichnet“.³² „In den Darstellungen der romantischen Kunst hat daher alles Platz, alle Lebenssphären und Erscheinungen, das Größte und Kleinste, Höchste und Geringste, das Sittliche, Unsittliche und Böse; und besonders haust sich die Kunst, je mehr sie sich verweltlicht, mehr und mehr in die Endlichkeiten der Welt ein, nimmt mit ihnen vorlieb, gewährt ihnen vollkommene Gültigkeit, und dem Künstler ist wohl in ihnen, wenn er sie darstellt, wie sie sind. So sehn wir z. B. in Shakespeare, weil bei ihm die Handlungen überhaupt in ihren endlichsten Zusammenhang auslaufen, sich in einen Kreis von Zufälligkeiten hinein vereinzeln und zerstreuen und alle Zustände ihr Gelten haben, neben den höchsten Regionen und wichtigsten Interessen ebenso die unbedeutendsten und nebensächlichsten: wie in Hamlet neben dem Königshofe die Schildwachen; in Julia und Romeo das Hausgesinde; in anderen Stücken außerdem Narren, Rüpel und allerhand Gemeinheiten des täglichen Lebens, Kneipen, Fuhrleute, Nachttöpfe und Flöhe, ganz ebenso wie in dem religiösen Kreise der romantischen Kunst bei der Geburt Christi und Anbetung der Könige Ochs und Esel, die Krippe und das Stroh nicht fehlen dürfen. Und so geht es durch alles hindurch, auf daß auch in der Kunst das Wort erfüllt sei, die da niedrig sind, sollen erhöht werden.“³³ Das ausführliche Zitat war erforderlich, weil es das dem elisabethanischen Drama im ganzen zugrunde liegende ästhetische Prinzip der Darstellung einer bereits an sich selbst ‚atektonischen‘ gesellschaftlichen Totalität³⁴ mit äußerster Klarheit illustriert und als notwendig rechtfertigt. In Hamlets Rede an die Schauspieler hat Shakespeare selbst das Formgesetz seines Dramas ausgesprochen: „... the purpose of playing, whose end, both at the first and now, was and is, to hold, as 'twere, the mirror up to nature; to show virtue her own feature, scorn her own image, and the very age and body of the time his form and pressure“ („Hamlet“, III, 2): Theater als Reflexion — ‚Mimesis‘ — der Lebenstotalität einer Epoche. Die *stilistische Mehrdimensionalität* des Shakespeareschen Dramas selbst ist der notwendige Ausdruck dieses Versuchs, ‚der Natur den Spiegel vorzuhalten‘. Seine atektonische, aus heterogenen Materialien zusammengesetzte Gestalt ist die Lösung des Grundproblems seiner poetischen Form, ein dramaturgisches Äquivalent

32 Op. cit., S. 1081.

33 Op. cit., S. 559.

34 Dazu H. D. F. Kitto, „Form and Meaning in Drama“ (London, 1956), S. 221 ff. Kitto arbeitet hier den Unterschied zwischen griechischer und elisabethanischer Tragödie heraus, der ästhetisch-typologisch dem zwischen tektonischer und atektonischer Form entspricht. Shakespeares dramatische Methode, schreibt Kitto, sei der Ausdruck des Versuchs „to suggest the totality of things“: „the implied horizon in Shakespeare is nothing less than the whole of life“ (S. 223).

für den eigentlich ‚undramatischen‘, weil episch-quantitativen Stoff zu finden, den ins Bild zu bringen es unternimmt. Die ‚extensive Dramaturgie‘ als ästhetisches Prinzip des elisabethanischen Theaters geht also aus der Übersetzung einer *materialen* Vielfalt von Geschehnissen, Inhalten und Gestalten in eine *formelle* Vielzahl dramatischer Handlungsstränge und diesen zugeordneter Stile hervor³⁵. Anders als die streng tektonischen Formen, die wie die klassizistische Tragödie alle Objektivität auf die einzige Kategorie des „zwischenmenschlichen Bezuges“ reduzieren (in einer Klassengesellschaft ohnehin nur als Beziehung zwischen Menschen der gleichen sozialen Gruppe in unmittelbarer Form vorstellbar), ist das elisabethanische Theater von vornherein auf die Darstellung antagonistischer gesellschaftlicher Verhältnisse angelegt. Bereits in seinem Charakter eines an keine spezifische soziale Schicht gebundenen Volkstheaters ging es darauf aus, die Ansprüche eines aus allen Klassen zusammengesetzten, d. h. nicht-homogenen Publikums zu befriedigen. „Shakespeare war ... der erste, wenn nicht der einzige große Dichter in der Geschichte des Theaters, der sich an ein breites und gemischtes, so gut wie sämtliche Schichten der Gesellschaft umfassendes Publikum wandte und bei diesem vollen Anklang fand.“³⁶ Was das 18. Jahrhundert im Sinn hatte, wenn es in vorsoziologischer Terminologie von Shakespeare als dem ‚Dichter der Natur‘ sprach³⁷, war nicht nur der Realismus seiner Dramaturgie, im Gegensatz zum Formalismus der klassizistischen Tragödie, sondern zugleich auch der Charakter kultureller Repräsentanz, den das Shakespearesche Drama für die gesamte europäische Neuzeit besitzt. Für Johnson etwa dient die atektonische, zwischen den Polen von Komik und Tragik oszillierende Form Shakespeares — die er ein *gemischtes Drama* („mingled drama“) nennt — als Indiz seines Realismus und der Universalität seiner Geltung³⁸.

Die komplexe ästhetische Gestalt des Shakespeareschen Dramas ist also als notwendiger Ausdruck der komplexen gesellschaftlichen Struktur des elisabethanischen Zeitalters selbst zu verstehen, der, wie Hamlets Metapher deutlich zu erkennen gibt, Shakespeares Dramaturgie sich mimetisch nachbildet. Soziologisch und ökonomisch verkörpert das elisabethanische England die Zeit des Übergangs der europäischen Gesellschaft von der agrarisch-feudalistischen Sozialordnung des Mittelalters zur bürgerlich-kapitalistischen Neuzeit in exemplarischer Gestalt³⁹. In ihr sind alle Tendenzen angelegt, die

35 Aus diesem Grunde ist die Tragikomödie, im Sinne ihres stilistisch-dramaturgischen Begriffs als mehrdimensionales, zwischen Komik und Tragik pendelndes Drama verstanden, die für Shakespeare und die Elisabethaner typische Form.

36 Hauser, „Sozialgesch. d. Kunst“, 1. Bd., S. 442.

37 Diese Metapher wird von Dr. Johnson, Gerstenberg, Herder und dem jungen Goethe verwendet.

38 Siehe „Preface to Shakespeare“.

39 Dazu reichhaltiges Material in Leo Kofler, „Zur Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft“ (Neuwied, 1966).

die europäische Geschichte bis zu den politischen und industriellen Revolutionen des 18. und 19. Jahrhunderts bestimmt haben. Zwar ist die Vorstellung, daß sich England als „Resultat des unter der Herrschaft der Tudors abgelaufenen gewaltigen Prozesses der ursprünglichen Akkumulation“ bereits im 17. Jahrhundert zu einem „vollkommen kapitalistischen Land“ ausgebildet habe⁴⁰, fraglos übertrieben, kann in revidierter Form jedoch insofern gehalten werden, als die Gesellschaft Tudor-Englands die sozialen und ökonomischen Strukturen der sich in der zweiten Epoche der ursprünglichen Akkumulation⁴¹ formierenden bürgerlichen Neuzeit bereits in entwickelter Form aufweist⁴². Die gesellschaftlichen Verhältnisse dieser Zeit sind vor allem durch die Überlagerung zweier antagonistischer Faktoren bestimmt: den Gegensatz zwischen der überlieferten agrarisch-feudalistischen Organisation⁴³ und den die Epoche in ständig zunehmendem Maße verändernden frühkapitalistischen Handels- und Produktionsformen. Es ist die historische Gleichzeitigkeit qualitativ ungleichzeitiger Organisationsformen, die dem ‚Krisencharakter‘ der Epoche als materiale Basis zugrunde liegt⁴⁴. „To the economic historian the period covered by the life of Shakespeare is of unusual interest. On the one hand there was the large-scale development of capitalist enterprise, on the other there were the traditional forms of organization of trade and industry, forms which had not yet become anachronistic ‘survivals’; the result of the double-aspect of the age (‘medieval’ and ‘modern’) being that the reign of James I was ‘perhaps the period of the greatest economic confusion in our history.’“⁴⁵ Mit dem Aufstieg der Handelsbourgeoisie unter den

40 F. Borkenau, „Der Übergang vom feudalen zum bürgerlichen Weltbild“, zit. nach Kofler, S. 402.

41 Dazu siehe Kofler, S. 371 f.

42 Es ist dabei alles andere als zufällig, daß die realistische bürgerliche Tragödie bereits um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts in England entsteht. Nicoll nennt „Arden of Feversham“ (1590) „a tragedy of middle-class passions“ („World Drama“, S. 279) und weist darauf hin, daß auch „Othello“ bereits Züge der neuen ‚domestic tragedy‘ besitzt. Er charakterisiert die Gattung als „middle-class realism, with all the sensational and moral qualities associated with that style of composition“ (S. 280). Dazu auch Hauser, „Sozialgesch. d. Kunst“, 1. Bd., S. 450.

43 Nach E. M. W. Tillyard („Shakespeare’s History Plays“, Harmondsworth, 1962) und Hauser („Sozialgesch. d. Kunst“, 1. Bd., S. 430 ff.) schildern Shakespeares Historien den Zusammenbruch des englischen Feudalismus und die Heraufkunft des Tudor-Absolutismus.

44 Der Begriff der Krise als historische sowie kulturphilosophische Kategorie ist von einer materialistischen Position her immer aus antagonistischen Erscheinungen der ökonomisch-sozialen Struktur einer Epoche zu bestimmen. Die Formel der historischen Gleichzeitigkeit qualitativ ungleichzeitiger, aber antagonistisch aufeinander bezogener gesellschaftlicher Organisationsformen ist dabei ein fundamentales Kriterium für den Begriff der Krise im Sinne materialistischer Geschichtsphilosophie.

45 L. C. Knights, „Drama and Society in the Age of Johnson“ (Harmondsworth, 1962), S. 16.

Tudors zur voll emanzipierten Klasse mit gesicherten politischen Rechten⁴⁶ muß die erste Epoche der ursprünglichen Akkumulation⁴⁷ als abgeschlossen betrachtet werden. In der gleichen Zeit liegen mit der im 15. und 16. Jahrhundert einsetzenden, im 17. Jahrhundert dann rapide um sich greifenden Manufaktur die Anfänge der zweiten Epoche der ursprünglichen Akkumulation⁴⁸, die die Entstehung des Manufakturkapitalisten als des „vollendeten homo oeconomicus“⁴⁹ und die Entwicklung des Bürgertums zur revolutionären Klasse⁵⁰ mit sich bringt. Die Blüte der Manufaktur in England liegt zwar später als in Holland, dem fortgeschrittensten Land des Kontinents⁵¹, doch ist ihr Beginn bereits in der Mitte des 15. Jahrhunderts anzusetzen⁵². Aus dieser komplexen Überlagerung ökonomischer Strukturen ergibt sich eine gleichfalls äußerst komplizierte Konstellation von Klassengegensätzen. Der für die gesamte europäische Neuzeit konstitutive Antagonismus von Adel und Bürgertum — der in der zweiten Epoche der ursprünglichen Akkumulation als Gegensatz von Manufakturbourgeoisie und grundbesitzendem Adel auftritt⁵³ — zeichnet sich bereits zu Lebzeiten Shakespeares deutlich ab⁵⁴. Ökonomisches Primat besitzt aber immer noch das

46 „Timon of Athens“ und „The Merchant of Venice“ sind interessante Studien zur psychologischen und ökonomischen Problematik des Handelsbürgertums. Ihre ‚großbürgerlichen‘ Helden sind von den aristokratischen Figuren Shakespeares kaum zu unterscheiden: und in der Tat war die Handelsbourgeoisie ein wesentlicher Faktor in der Entwicklung der im Grunde aristokratischen Renaissancekultur. Erst in dem späteren puritanischen Manufakturbürgertum wird der Geist des Kapitalismus manifest.

47 Dazu Kofler, S. 371.

48 Siehe loc. cit.

49 Op. cit., S. 405.

50 Dazu Knights, Kap. „The Development of Capitalist Enterprise“, „Drama and Society“, S. 36 ff. Ausführliche Diskussion auch bei Kofler.

51 Im „Kapital“ setzt Marx die Manufakturperiode zwischen Mitte des 16. und Ende des 18. Jahrhunderts an.

52 Der vom Kaufmannskapital unabhängige Manufakturbetrieb existiert in England auf alle Fälle schon Ende des 15. Jahrhunderts in ausgebildeter Form. Die Textilmanufaktur entsteht im späten Mittelalter und war bereits unter Heinrich VIII. ein fest etablierter Industriezweig (Knights, S. 57 u. 80). Die Entwicklung weiterer Industrien (Salz, Glas, Seife, Eisen, Kohle usw.) auf einer im strengen Sinn kapitalistischen Grundlage fällt in die Zeit von Elisabeth I. und James I. (Knights, S. 61). „... the beginnings of modern industry“, schreibt Knights daher mit Recht, „can be traced to the sixteenth century“ (S. 137).

53 Siehe Kofler, S. 410 f. u. 416 f.

54 Man denke an das ständig wiederkehrende Thema des Klassenkampfes, der Rebellion und Revolution bei Shakespeare, vor allem in den Historien und „Coriolanus“, aber auch in „Macbeth“, „Timon“ und „Troilus“. In der Motivation, der Beurteilung und den Agenten wechselnd, ist es Reflex der revolutionären Situation, die mit dem Aufkommen des Puritanismus als politischer Macht unter Cromwell ihren Höhepunkt erreicht.

patrizisch-aristokratisch eingestellte Handelsbürgertum⁵⁵. Ein weiteres wesentliches Moment, wenn auch noch nicht im Sinne einer organisierten Klasse, ist die Masse des agrarischen und frühindustriellen Proletariats⁵⁶.

“The time is out of joint; — O cursed spite, / That ever I was born to set it right!” („Hamlet“, I, 5). Daß die Zeit aus den Fugen ist, das Bewußtsein der Krise, ist für alle geschichtsphilosophisch relevanten Dramen des elisabethanischen Zeitalters thematisch konstitutiv. Vom Krisencharakter der Epoche geschichtsphilosophisch zu sprechen, sollte aber nur dem gestattet sein, der die ökonomisch-soziale Basis der Zeit im gekennzeichneten Sinn im Blick hat. Die „Inkonstanz aller menschlichen Verhältnisse“, ein Topos nicht nur der Elisabethaner, sondern des ganzen 17. Jahrhunderts, war in der Epoche des Frühkapitalismus *factum brutum* der alltäglichen ökonomischen Existenz, eine jederzeit verifizierbare, jedem gegenwärtige Erfahrung, von der her jede andere Erfahrung determiniert war. Sie liefert den materialen Grund für den so oft besprochenen und so selten begriffenen ‚Irrationalismus‘ des Zeitalters, den vor allem die Shakespearesche Tragödie in exemplarischer Form verkörpert. „... so shall you hear / Of carnal, bloody, and unnatural acts, / Of accidental judgments, casual slaughters, / Of deaths put on by cunning and forced cause, / And, in this upshot, purposes mistook / Fall'n on the inventors' heads: all this can I / Truly deliver.“ („Hamlet“, V, 2). Und zwar ist es der Antagonismus des monistischen Subjekts im Verhältnis zu einer ihm feindlich und fremd gegenüberstehenden, in ihrer Totalität kaum noch als kohärent erfahrenen Umwelt, was den Handlungsschematismus der großen Tragödien Shakespeares formal und thematisch konstituiert. Wie Hegel richtig erkannte, sind die „interessantesten Tragödien“ Shakespeares „Gemälde (des) sich selbst zerstörenden Kampfes (einer großen Seele) mit den Umständen, Verhältnissen und Folgen“.⁵⁷ Die Shakespearesche Tragödie hat, wie alle im eigentlichen Sinn repräsentativen Formen des neuzeitlichen Dramas, gerade die *innere Problematik* des „nach dem Zerfall des mittelalterlichen Weltbildes zu sich gekommenen Menschen“ zu ihrem Gegenstand; daher auch das große Interesse Hegels, Goethes und der Romantik an der Hamlet-Figur. „Äußerlich genommen“, schreibt Hegel, „erscheint der Tod Hamlets zufällig durch den Kampf mit Laertes und die Verwechslung der Degen herbeigeleitet. Doch im Hintergrunde von Hamlets Gemüt liegt von Anfang an der Tod. Die Sandbank der Endlichkeit genügt ihm nicht; bei solcher Trauer und Weichheit, bei diesem Gram, diesem Ekel an allen Zuständen des Lebens fühlen wir von Hause aus, er sei in dieser greuelhaften Umgebung ein verlorener Mann, den der innere Überdruß fast schon verzehrt hat, ehe noch der Tod von außen an ihn

55 Zur zwiespältigen Stellung des Handelsbürgertums zwischen Manufakturbourgeoisie und Feudaladel siehe Kofler, S. 410.

56 Dazu Knights, S. 61; Kofler, S. 137 u. 158.

57 „Ästhetik“, S. 1099.

herantritt.“⁵⁸ Noch Friedrich Schlegel deutet Hamlets Situation (so Szondi selbst in seinem späteren Schlegel-Aufsatz) „als stellvertretend für seine eigene und die seiner Zeit“.⁵⁹ „Der Gegenstand und die Wirkung dieses Stücks“, sagt Schlegel, „ist die heroische Verzweiflung d. h. eine unendliche Zerrüttung in den allerhöchsten Kräften. Der Grund seines innren Todes liegt in der Größe seines Verstandes . . . Er übersieht eine zahllose Menge von Verhältnissen — daher seine Unentschlossenheit.“⁶⁰ „Es gibt vielleicht keine vollkommenerere Darstellung der unauflösbaren Disharmonie, welche der eigentliche Gegenstand der philosophischen Tragödie ist, als ein so grenzenloses Mißverhältnis der denkenden und tätigen Kraft, wie in Hamlets Charakter.“⁶¹ Schlegel spricht hier das Geheimnis nicht nur Hamlets, sondern aller Protagonisten der Shakespeareschen Tragödie aus. Richard III., Romeo, Cäsar, Troilus, Lear, Othello, Macbeth, Antonius, Coriolan, Prospero: sie alle stehen in einem ‚Mißverhältnis‘, sei es zu sich selbst, ihrer ‚tätigen Kraft‘ oder den sie umgebenden ‚Verhältnissen‘. Sie sind Hamlets tragische Brüder. Shakespeares Tragödien sind Tragödien der Täuschung und der Selbsttäuschung: der falschen Einschätzung der Realität oder des eigenen Verhältnisses zu ihr. Mag der tragische Konflikt auch weitgehend ins Innere der dramatischen Figuren verlegt sein, er entbindet sich immer erst im Handeln selbst bzw. im Verhältnis, das das Ich zum Problem des Handelns besitzt; wie im Falle Hamlets die gebrochene Beziehung des Protagonisten zu der ihm aufgetragenen Tat. „... eine große Tat auf eine Seele gelegt, die der Tat nicht gewachsen ist.“ „In diesen Worten“, meint Goethe im „Meister“, läge „der Schlüssel zu Hamlets ganzem Betragen.“⁶² In den Handlungen der tragischen Protagonisten Shakespeares, bzw. in ihrem problematischen Verhältnis zu möglichen oder notwendigen Handlungen, tritt das ‚Mißverhältnis‘ zwischen subjektiver und objektiver Wirklichkeit: dem Bild, das sich das Subjekt von sich selbst und der Welt macht und der Welt, wie sie an sich selbst ist, als Inbegriff des tragischen Konflikts hervor. Das tragische Verhängnis selbst, das immer wieder als irrationales Ineinander von Zufall und Notwendigkeit erscheint, ist das Resultat der Inkongruenz zwischen subjektivem Willen und Wissen und dem factum brutum historischer Objektivität. Shakespeares Tragödie ist „die Tragödie des Idealismus“⁶³, der der Übermacht des Positiven, das er theoretisch zu beherrschen meint, praktisch erliegt. Es ist die

58 Op. cit., S. 1100 f.

59 „Satz und Gegensatz“ (Frankfurt a. M., 1964), S. 7.

60 „Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder“, hrsg. v. O. Walzel (Berlin, 1890), S. 94.

61 „Prosaische Jugendschriften“, hrsg. v. J. Minor (Wien, 1882), 1. Bd., S. 107.

62 Zum Problem der Relation von Charakter und Handlung in Shakespeares Tragödien siehe auch A. C. Bradley, „Shakespearean Tragedy“ (London, 1961), S. 7.

63 Dazu Hauser, „Sozialgesch.“, 1. Bd., S. 436. Allerdings weicht Hausers Deutung von der hier vorgetragenen in einigen wesentlichen Punkten ab.

Tragödie eines Idealismus, der an der Wirklichkeit und zugleich an sich selbst zerbricht. Was in diesem tragischen Schematismus an gesellschaftlichem Inhalt zu Wort kommt, ist die für die gesamte neuzeitliche Kultur bezeichnende, in ihrem Effekt, wie wir heute wissen, in der Tat tragische Dichotomie von theoretischer und praktischer Vernunft: die reale Tragödie des unaufgelösten — weil in der antagonistischen Gesellschaft unauflösbaren — Konflikts zwischen theoretisch-idealer und praktisch-materialer Subjektivität, die dem bürgerlichen Individuum zum Schicksal geworden ist. Vom Beginn seiner Geschichte an ist das Subjekt der bürgerlichen Gesellschaft der Problematik unterworfen, die von ihm selbst erzeugte, für sein theoretisches Selbstverständnis als autonome Ich-Substanz ebenso wie seine praktische Selbsterhaltung als konkurrierendes Unternehmer-Subjekt notwendige Differenz zwischen einer idealen und einer materialen Sphäre seiner Existenz⁶⁴ nicht versöhnen zu können. Als Subjekt der Praxis untersteht das bürgerliche Individuum dem Gesetz seiner eigenen acquisitiven Tätigkeit. Einer schlechten, weil nur partiell durchschaubaren Faktizität ausgeliefert, ist sein Selbstbewußtsein Funktion des im täglichen Konkurrenzkampf sich als identisch erweisenden, d. h. aber: nur partiell berechenbaren, Erfolgs, ein schwankendes Schilfrohr, den schicksalhaften Schwankungen des Marktes unterworfen. Sich praktisch bestätigten, konnte nur bedeuten: sich die Welt einverleiben, sich selbst der Welt als ihr Gesetz zugrunde legen: Aggression als Prinzip seiner praktischen Vernunft. Als theoretisches aber unterstellt es sich einer dem Handeln entgegengesetzten Sphäre. Reflektierend wird es der Differenz zwischen sich selbst und der nie total manipulierbaren Welt außer sich inne, d. h. seiner monistischen, von der Faktizität der Konkurrenzgesellschaft ständig bedrohten Position. So errichtet sich die theoretische Vernunft des bürgerlichen Subjekts aus der inneren Dialektik seiner Selbsterhaltung — der praktischen Notwendigkeit, sich als autonomes Ich zu bestätigen — über der Sphäre seiner materialen Existenz, und diese dualistisch komplementierend, eine zweite Wirklich-

64 Hier liegt der materiale Grund für den die Geschichte der neueren Philosophie von Descartes bis zum Existentialismus bestimmenden Dualismus von Vernunft und Natur. Von der Cartesianischen Trennung zwischen Ich-Substanz als *res cogitans* und Natur-Substanz als *res extensa* über Kants Zwei-Welten-Lehre („*mundus intelligibilis*“ und „*mundus sensibilis*“), Hegels Konzeption der Differenz von System und Geschichte bis hin zu Heideggers „ontologischer Differenz“ zwischen Seiendem und Sein (das allerdings nicht mehr als Vernunft gedacht werden soll) ist die Geschichte der bürgerlichen Philosophie die eines unaufgelösten Dualismus. Dazu siehe etwa Herbert Marcuse, „Theoretische Entwürfe über Autorität und Familie: Ideengeschichtlicher Teil“, in: Horkheimer (Hrsg.), „Studien über Autorität und Familie“ (Paris, 1936); Marcuse, „Über den affirmativen Charakter der Kultur“, „Kultur und Gesellschaft I“ (Frankfurt a. M., 1965), S. 56 ff. Zum Problem des Dualismus im Existentialismus siehe W. F. Haug, „Jean Paul Sartre und die Konstruktion des Absurden“ (Frankfurt a. M., 1966).

keit, in der die Hoffnungen, die in der Konkurrenzgesellschaft täglich verraten werden, als ideal seiend, als über der Zeit wirklich vorgestellt sind: Konstruktionen geträumter Erfüllung, Metaphern schöner Humanität, und nicht zuletzt die Schematismen der idealistischen Systeme der bürgerlichen Philosophie selbst, in denen ‚das Vernünftige als wirklich und das Wirkliche als vernünftig‘ anschaulich und gerechtfertigt werden sollen. Die geschichtliche Erfahrung, die die bürgerliche Gesellschaft in ihrem Welt- und Selbstverständnis wesentlich bestimmt hat, ist jedoch immer wieder die eines Konflikts dieser Sphären gewesen: die Erfahrung der Nicht-Identität ihrer praktischen und ihrer theoretischen Existenz. Die geschichtsphilosophische Bedeutung Shakespeares gründet in der Tatsache, daß der Schematismus dieser Nicht-Identität seinen Tragödien als dramaturgische Formel zugrunde liegt. Hinter der Maske ihrer aristokratischen Herkunft tragen die Shakespeareschen Helden bereits die Züge des Protagonisten der bürgerlichen Epoche. In den Extremen des Idealismus, zwischen denen sie schwanken: dem Idealismus der reinen Reflexion, der sich jede Praxis verbietet (Hamlet) und dem Idealismus des rein pragmatischen, daher reflexions- und gewissenlosen Handelns (Richard III.), oszilliert auch das reale Subjekt der bürgerlichen Gesellschaft. So gelesen, verkörpert Richard Herrschaftsrationalität als Prinzip der reinen praktischen Vernunft: die Praxis des acquisitiven, sich solipsistisch als autonom postulierenden Unternehmer-Subjekts, dem die Welt lediglich als Rohstoff des Willens, daher unendlich manipulierbar erscheint; Hamlet spekulativ-abstrakte Reflexion als Prinzip der reinen theoretischen Vernunft, die sich monistisch in sich selbst verschlossen, gefangen und zur Tat unfähig findet. Zwischen den Extremen liegen die großen Tragödien idealistischer Enttäuschung: „Othello“, „Timon of Athens“ und „King Lear“, deren Helden an der falsch eingeschätzten Wirklichkeit zerbrechen: Harmonieerwartung findet sich getäuscht (ob real oder, wie im Falle Othellos, nur eingebildet, spielt hier nur eine untergeordnete Rolle) und schlägt um in Welt- und Selbstzerstörung⁶⁵.

Shakespeare zeigt seine Charaktere, sagt Hegel, „als Menschen von freier Vorstellungskraft und genialem Geiste, indem ihre Reflexion über dem steht und sie über das hinaushebt, was sie ihrem Zustande und ihrem bestimmten Zwecke nach sind, so daß sie gleichsam nur durch das Unglück der Umstände, durch die Kollision ihrer Lage zu dem gedrängt werden, was sie vollbringen.“⁶⁶ Es ist immer

65 Am eindrucksvollsten vielleicht im „Timon of Athens“, ein Werk, das uns heute als eine der interessantesten Tragödien Shakespeares erscheint. Es enthält die Ätiologie des modernen Absurdismus in nuce. Die Motive und Metaphern des Absurdismus, die Haug am Beispiel Sartres entwickelt (siehe „Jean Paul Sartre und die Konstruktion des Absurden“) ließen sich sämtlich bereits in Shakespeares Tragödie des enttäuschten Idealisten nachweisen — bis hin zum Verstummen der Sprache: „Lips, let sour words go by and language end.“

66 „Ästhetik“, S. 551.

wieder die Übermacht des Faktischen, der die Helden Shakespeares letzten Endes erliegen, auch und gerade dann, wenn sie, wie Richard, Macbeth und Cäsar dieses zu beherrschen meinen. Ihr gebrochenes, ‚idealistisches‘ Verhältnis zur Welt aber entbindet immer erst die Mächte der Zerstörung, die ihnen dann in der Gestalt eines jeder rationalen Kontrolle entzogenen Schicksals gegenüberreten. „Behold, I have a weapon; / A better never did itself sustain / Upon a soldier's thigh: I have seen the day / That with this little arm and this good sword / I have made my way through more impediments / Than twenty times your stop: but, O vain boast! / Who can control his fate? 'tis not so now.“ („Othello“, V, I). Was hier spricht, ist das dem Schein nach autonome, in Wahrheit jedoch der irrationalen Übermacht objektiver ‚Verhältnisse‘ unterworfenen Subjekt, die es kaum noch zu erkennen, geschweige denn zu verändern vermag. Ja gerade die tragisch erfahrene Nicht-Identität von Subjekt und Objekt zwingt die Helden Shakespeares zu einem reflexiven Verhalten der Wirklichkeit gegenüber; sogar am Ende Richards steht das Gewissen. Der Zwang der Faktizität selbst drängt das Individuum in die Sphäre der Reflexion, die ihm in der Gestalt schlechten Gewissens (Richard), als Residuum seiner Selbstbehauptung (Hamlet), als stoische Hinnahme (Othello und Brutus), als Utopie der Versöhnung (Prospero), aber auch in der Metapher zorniger oder resignierender Verzweiflung (Timon), ja in der Form des Wahnsinns (Lear) erscheinen kann. Mit dieser dramaturgischen Konstellation legt die Shakespearesche Tragödie innerhalb der stilistischen Konvention des elisabethanischen Theaters den Schematismus frei, der Geschichte und Schicksal des bürgerlichen Subjekts bestimmen sollte. Die Übermacht blinder Faktizität, die dem Helden im Bilde des Schicksals entgegentritt, verweist auf die realen Zwänge, die die ökonomisch-sozialen Verhältnisse im Zeitalter der kapitalistischen Konkurrenz- und Warengesellschaft auf die Menschen ausgeübt haben. Die für seine Identität notwendige, zugleich aber diese stets in Frage stellende Spaltung des Subjekts in eine praktische und eine intelligible Sphäre — die aprioristische Bedingung der Shakespeareschen Tragödie — hat ihren materialen Grund in der im Laufe der Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft ständig wachsenden Macht der Ökonomie. Was subjektiv als Selbstentfremdung des Subjekts erscheint, enthüllt sich als Effekt der kapitalistischen Produktionsweise. Die Herrschaft des Kapitals über Leben und Bewußtsein der Menschen⁶⁷, die Verwandlung von Personalbeziehungen in Sachbeziehungen, die totale Verdinglichung aller menschlichen Verhältnisse kündigt sich im Handlungsmechanismus der Shakespeareschen Tragödie als drohendes Schicksal an. Am Beginn der bürgerlichen Gesellschaft stehend, wird Shakespeare zu ihrem repräsentativen Dra-

67 Siehe dazu die Funktion des Gold-Motivs in „Timon of Athens“ und Ben Jonsons „Volpone“: das Geld als Kuppler zwischen dem Bedürfnis und dem Gegenstand“ (Marx, „Nationalökonomie und Philosophie“, „Frühschriften“, S. 297). An dieser Stelle zitiert Marx ausführlich aus „Timon“ als Ausgangspunkt seiner Kapitalismuskritik.

matiker, weil er ihre Geschichte als Tragödie begreift und ihren Ausgang im dramatischen Symbol antizipiert.

*... You look pale, and gaze,
And put on fear, and cast yourself in wonder,
To see the strange impatience of the heavens:
But if you would consider the true cause
Why all these fires, why all these gliding ghosts,
Why birds and beasts, from quality and kind —
Why old men fool, and children calculate,
Why all these things change from their ordinance,
Their natures, and preformed faculties,
To monstrous quality, why you shall find
That heaven hath infus'd them with these spirits
To make them instruments of fear and warning
Unto some monstrous state.*

„Julius Caesar“, I, 3.

Eine in diesem Sinn repräsentative Funktion hat die klassizistische Tragödie Frankreichs nie besitzen können. Ihr im Grunde restaurativer Charakter ergibt sich bereits aus ihrer Soziologie. Anders als das elisabethanische Drama ist die tragédie classique an eine bestimmte, eng begrenzte Klassenlage gebunden: die höfisch-aristokratische Gesellschaft des französischen Absolutismus⁶⁸, deren Selbstverständnis sie in idealisierter Form repräsentiert⁶⁹. Entwicklungsgeschichtlich geht sie zwar „aus dem lebendigen und trivialen bürgerlichen Theater hervor“⁷⁰, wird jedoch unter der Protektion Richelieus und Ludwig XIV. zur repräsentativen dramatischen Form des absolutistischen Königtums⁷¹, das sie als willkommenes Propaganda- und Repräsentationsinstrument usurpiert. Die streng rationale Tektonik ihrer Form entsprach sowohl dem Rationalismus der

68 Kofler definiert die „zweite Epoche des Absolutismus“, zu der auch der französische gehört, als „der historische Ausdruck der faktischen Herrschaft des neu feudalen Adels“ (S. 420). Der französische Absolutismus war also im Gegensatz zur Herrschaft der Tudors (erste Epoche des Absolutismus) bereits an sich selbst eine sozialgeschichtlich restaurative Macht in Europa.

69 Man muß sich allerdings hüten, jede historische Form des Klassizismus in diesem Sinne zu interpretieren. So ist zwischen dem Klassizismus als aristokratischer Repräsentationskunst (in dieser Gestalt erscheint der Klassizismus auch in der „Theatralischen Sendung“ und den „Lehrjahren“) und dem Klassizismus als Ausdruck des Rationalismus des revolutionären Bürgertums im Zeitalter der Französischen Revolution genau zu unterscheiden. Eine besondere Schwierigkeit bieten die klassizistischen Tendenzen innerhalb der sogenannten ‚Deutschen Klassik‘. Ob es sich hier um einen bürgerlichen Rationalismus innerhalb einer feudalen Umgebung oder in der Tat wiederum um eine idealisierte höfische Repräsentationskunst handelt, sei zur Debatte gestellt.

70 Hauser, „Sozialgesch. d. Kunst“, 2. Bd., S. 140 f.

71 Dazu Nicoll, „World Drama“, S. 301.

oberen Schichten des französischen Bürgertums als auch dem Rationalismus der absolutistischen Staatsidee. „Der Hochbarock Racines“, schreibt Hauser, enthalte in vollkommen gelöster Form „den Gegensatz des neuen höfischen Repräsentationsstils und des künstlerischen Rigorismus, dessen Formprinzipien im bürgerlichen Klassizismus wurzeln.“⁷² Wie die Kunstlehre des Klassizismus, so richten sich auch die „Lebens- und Kulturformen des Zeitalters ... nach den Zielen des Absolutismus. Es handelt sich hier um den unbedingten Primat der politischen Konzeption den übrigen geistigen Gebilden gegenüber.“⁷³ Das der klassizistischen Dramaturgie zugrunde liegende Prinzip rationalistischer Stilisierung selbst ist Niederschlag des autoritären Rationalismus: der Vernunft absolutistischer Staatsräson. In den rationalen Strukturen klassizistischer Formensprache gelangt die Ratio des absolutistischen Staates zu ihrem künstlerischen Selbstverständnis. Die Tragödie des Klassizismus ist ein ‚absolutes Drama‘, weil es Reflex der absolutistischen Monarchie ist.

Formalisierte Dialektik: Die Schematismen logischer Reduktion

Der soziologisch und geschichtsphilosophisch restaurative Charakter der klassizistischen Tragödie macht diese von vornherein zu einer *problematischen* Form. Allein ihrer sozialen Esoterik, der Tatsache, daß sie den exklusiven Raum der höfischen Gesellschaft nie transzendiert, verdankt sie die Geschlossenheit ihrer ästhetischen Gestalt. Ihre formale und thematische Begrenztheit macht die Reduktion aller Objektivität auf die einzige Kategorie des „zwischenmenschlichen Bezuges“ erst notwendig und möglich. Gerade weil die französische Tragödie im Gegensatz zum elisabethanischen Volkstheater auf die Repräsentation einer aristokratischen Oberschicht zugeschnitten war, kann sie den Anspruch auf Repräsentanz im geschichtsphilosophischen Sinne nicht erfüllen. Szondis Versuch, die klassizistische Tragödie zur idealtypischen ästhetischen Form neuzeitlicher Dramatik zu erheben und einer Ästhetik des modernen Dramas als formelle Norm zugrunde zu legen, ist nicht nur konstruiert, sondern historisch schlechterdings unhaltbar. Was unter dem Titel der „Krise des Dramas“ steht, das Problematischwerden seiner geschlossenen Form, ist ästhetisches Apriori des neueren Dramas überhaupt. Indem Szondi diese Problemstellung ignoriert und eine geschichtsphilosophisch antiquierte Form zu seiner idealtypischen Gestalt erhebt, unterwirft er die Phänomene einem abstrakten logischen Schematismus. Ein solcher Schematismus aber reduziert diese auf ein ihnen äußerliches Begriffssystem, das weder den ästhetischen Formen selbst gerecht werden kann noch den gesellschaftlichen Inhalten, die in ihnen Bild geworden sind. Die Kritik, die der marxistische Lukács 1963 gegenüber der „Theorie des Romans“ geäußert hat, trifft in stärkerem Maße noch die „Theorie des modernen Dra-

72 Hauser, „Sozialgesch. d. Kunst“, 2. Bd., S. 142.

73 Op. cit., 1. Bd., S. 476 f.

mas“: Ihre Methode „bleibt vielfach, gerade in sehr wichtigen Zusammenhängen, äußerst abstrakt, losgerissen von den konkreten gesellschaftlich-geschichtlichen Wirklichkeiten. Sie führt deshalb ... nur allzu oft zu willkürlichen Konstruktionen“. ⁷⁴

So überrascht es nicht mehr, daß die „Theorie des modernen Dramas“ zu den wichtigsten Gestalten des zeitgenössischen Theaters nur wenig zu sagen hat. Zwar finden sich ausgezeichnete Analysen Ibsens, Tschechows und des frühen Hauptmann, den repräsentativen Dramatikern des 20. Jahrhunderts gegenüber bleibt Szondi jedoch mehr oder weniger stumm. Die Auswahl der diskutierten Stücke selbst ist willkürlich: es werden diejenigen gewählt, die am besten ins System passen. Autoren wie Shaw, O'Casey, Eliot, Synge, Yeats, Anouilh, Giraudoux und Beckett erwähnt Szondi gar nicht oder nur am Rande, wogegen er einem zweitrangigen Dramatiker wie Thornton Wilder zwei ganze Kapitel einräumt, mehr als doppelt soviel wie Brecht, der auf fünf dünnen Seiten kurz referiert wird (Brechts wichtigste Dramen: „Mutter Courage“, „Der gute Mensch von Sezuan“, „Der Kaukasische Kreidekreis“, „Das Leben des Galilei“, „Herr Puntilla und sein Knecht Matti“ werden dabei nicht einmal dem Titel nach genannt). Zu Brecht fällt Szondi offensichtlich wenig ein. Doch liegt der Grund dafür nicht so sehr in einem subjektiven Versagen, als vielmehr darin, daß das reife Brechtsche Theater eben nicht als „Lösungsversuch“ des „Problems des Dramas“ interpretiert werden kann. Brechts Polemik gegen den Klassizismus ist keineswegs Indiz seiner formellen Abhängigkeit von diesem, sondern war gesellschaftlich motiviert. Die literarische Tradition, von der Brecht formell abhängig war, ist die nicht- oder anti-klassizistische Überlieferung des europäischen Theaters: etwa Euripides, Aristophanes und die Elisabethaner, wie er auch außereuropäische Formen epischer Dramaturgie kritisch übernahm. All dies interessiert Szondi nur wenig. Von Belang sind ihm allein Autoren, die sich dem logischen Schematismus der „Theorie des modernen Dramas“ ohne Widerstand einfügen.

Der Schematismus logischer Reduktion (d. h.: die Reduktion historischer Phänomene auf einen diesen unterschobenen verdinglichten Begriff) beherrscht auch Szondis Äußerungen zur Gattungspoetik. „Seit Aristoteles haben die Theoretiker der dramatischen Dichtung das Auftreten epischer Züge in diesem Bereich an den Pranger gestellt.“ ⁷⁵ Mit diesem Satz setzt die „Theorie des modernen Dramas“ ein. Wiederum orientiert sich Szondi lediglich an einer bestimmten Form der Überlieferung: an der des klassizistischen Aristotelismus, und ignoriert die in der Geschichte der Gattungspoetik gleichfalls vorliegenden Versuche — sie waren meist, wenn auch nicht ausschließlich, mit einer Apologie Shakespeares verbunden —, Formen eines ‚epischen‘ oder ‚offenen‘ Dramas gegenüber dem tektonischen Typus der klassizistischen Tragödie zu rechtfertigen. Ja Lessing be-

74 Vorwort zur 2. Aufl. d. „Theorie d. Romans“.

75 „Theorie d. mod. Dramas“, S. 7.

ruft sich bei seiner Verteidigung des Shakespeareschen Theaters sogar auf die Autorität des Aristoteles, wenn er schreibt, „auch nach den Mustern der Alten“ sei „Shakespeare ein weit größerer Dichter als Corneille; obgleich dieser die Alten sehr wohl, und jener fast gar nicht gekannt hat“. ⁷⁶ Die Franzosen seien dem Aristoteles und den griechischen Tragikern nur im Wortlaut, Shakespeare aber ist ihnen dem Geiste nach gefolgt. „Corneille kommt ihnen in der mechanischen Einrichtung, und Shakespeare in dem Wesentlichen näher.“ ⁷⁷ Über die „Vermischung der Gattungen“ hat Lessing folgendes zu sagen: „In den Lehrbüchern sondre man sie so genau von einander ab, als möglich: aber wenn ein Genie, höherer Absichten wegen, mehrere derselben in einem und eben demselben Werke zusammenfließen läßt, so vergesse man das Lehrbuch und untersuche bloß, ob es diese höhere Absicht erreicht hat.“ ⁷⁸ Und über Euripides stehen die klassischen Sätze: „Was geht mich es an, ob so ein Stück des Euripides weder ganz Erzählung, noch ganz Drama ist? Nennt es immerhin einen Zwitter; genug, daß mich dieser Zwitter mehr vergnügt, mehr erbauet, als die gesetzmäßigsten Geburten eurer korrekten Racinen, oder wie sie sonst heißen. Weil der Maulesel weder Pferd noch Esel ist, ist er darum weniger eines von den nutzbarsten lasttragenden Tieren?“ ⁷⁹ Zum Nachweis der strengen Trennung zwischen Epik und Dramatik in der Gattungspoetik „seit Aristoteles“ beruft sich Szondi auf „die Bemühungen Goethes und Schillers um die Unterscheidung von epischer und dramatischer Dichtung“, vor allem den Aufsatz „Über epische und dramatische Dichtung“ von 1797, in dem Goethe und Schiller die Differenzen zwischen beiden Dichtungsarten tatsächlich in äußerst rigoroser Form bestimmt haben. Doch darf dabei nicht außer acht gelassen werden, daß Goethe und Schiller ganz offensichtlich eine bewußt idealtypische Konstruktion der Unterschiede zwischen Epik und Dramatik im Sinne hatten (die an den Beispielfiguren des Homerischen Rhapsoden als dem Prototyp des epischen Erzählers und des tragischen Mimen als dem Prototyp dramatischer Repräsentation erläutert werden) und die Möglichkeit eines epischen Dramas als einer ‚Mischform‘ von epischen und dramatischen Stilelementen keineswegs von vornherein oder notwendig auszuschließen scheinen. In dem späteren Essay „Naturformen der Dichtung“ (1814) — er enthält eine Analyse der den drei poetischen Gattungen zugrunde liegenden ‚archetypischen‘ Ordnungsprinzipien — schreibt Goethe jedenfalls selbst: „Diese drei Dichtweisen können zusammen oder abgedondert wirken. In dem kleinsten Gedicht findet man sie oft beisammen, und sie bringen eben durch diese Vereinigung im engsten Raume das herrlichste Gebild hervor, wie wir an den schätzenswertesten Balladen aller Völker deutlich gewahr werden ...“ Goethe

76 „Siebzehnter Literaturbrief“.

77 Loc. cit.

78 „Hamburgische Dramaturgie“, 48. Stück.

79 Loc. cit.

macht in diesem Zusammenhang auf die Schwierigkeit jeder Gattungstheorie aufmerksam, die darin besteht, daß die individuellen Werke immer schon über die Limitationen ihres Begriffs hinaus sind. „So wunderbar sind diese Elemente zu verschlingen, die Dichtarten bis ins Unendliche mannigfaltig; und deshalb auch so schwer eine Ordnung zu finden, wonach man sie neben- oder nacheinander aufstellen könnte.“ Die ‚Mannigfaltigkeit der Dichtarten‘, d. h. die konkrete Vielfalt der Phänomene, besteht also gerade in der Möglichkeit einer ‚unendlichen‘ Kombinatorik der archetypischen ‚Naturformen‘: Epos, Lyrik und Drama. Lessings und Goethes Äußerungen zur Gattungspoetik stehen durchaus im Einklang mit der englischen Variante der aristotelischen Überlieferung⁸⁰. Mit den deutschen Romantikern dann setzt die radikale Auflösung jeder konventionellen Gattungstheorie überhaupt ein. „Alle klassischen Dichtarten in ihrer strengen Reinheit sind jetzt lächerlich“⁸¹, sagt Friedrich Schlegel. Das romantische Programm einer „progressiven Universalpoesie“ wollte nicht nur die starre Differenz zwischen den poetischen Gattungen, sondern überhaupt „Poesie und Prosa, Genialität und Kritik, Kunstpoesie und Naturpoesie bald mischen, bald verschmelzen . . .“⁸², ja schließlich sogar den Unterschied zwischen Philosophie und Poesie grundsätzlich aufheben. Szondis „seit Aristoteles . . .“ hat also nur eine sehr limitierte Bedeutung.

Es soll dabei in keiner Weise unterstellt werden, daß ein so umfassend gebildeter Gelehrter wie Szondi die hier zitierten Texte nicht kennt. Vielmehr handelt es sich darum, daß er sie aus formalistischem Zwang im Kontext der „Theorie des modernen Dramas“ nicht zur Kenntnis nimmt; daß er gerade das ignoriert, was den idealistischen Schematismus aufbrechen würde. Ebenso wie er bei der Bestimmung der repräsentativen Gestalt des neuzeitlichen Dramas in einer sachlich nicht gerechtfertigten Weise die klassizistische Form desselben zu seinem allein verbindlichen Idealtypus erhebt, so konstruiert er eine schematisierte Geschichte der Gattungspoetik, die den Reichtum der Überlieferung auf ein vorgefaßtes formalistisches Begriffssystem reduziert. Dem Schematismus logischer Reduktion entspricht auch hier die synthetische Konstruktion eines geschichtlichen Zusammenhangs, den es in Wahrheit gar nicht gibt, zumindest nicht in der behaupteten Form.

Überblicken wir die Tradition idealistischer Ästhetik von Schiller bis Szondi als Ganzes, so lassen sich einige Entwicklungstendenzen deutlich ablesen. Für den klassischen Idealismus bedeutete Ästhetik: systematische Ontologie des Schönen in Natur und Kunst, und war zugleich eine Geschichtsphilosophie der künstlerischen Formen. Ontologie und Logik dienten dabei dem Zweck, Geschichte — auch die Geschichte der Künste — als einen objektiven rationalen Zusammen-

80 Siehe etwa Drydens Apologie der elisabethanischen Tragikomödie in „An Essay of Dramatic Poesy“ (1668) und Dr. Johnsons Verteidigung Shakespeares in „Preface to Shakespeare“ (1765).

81 „Kritische Fragmente“ (1797), 60.

82 „Fragmente“ (1798), 116.

hang sichtbar zu machen. Bei Schiller war Ästhetik nicht nur auf einer Analyse der Geschichte gegründet, sondern entwickelte selbst die Kategorien für ihr kritisches Verständnis, und das hieß zuerst: für eine Theorie des gegenwärtigen Zeitalters. Die Theorie der Idylle entwickelt darüber hinaus die Utopie einer Kunst der Zukunft und zugleich den Begriff einer versöhnten menschlichen Gesellschaft. Die ästhetische Utopie impliziert also eine politische: Der Begriff der Idylle „ist der Begriff eines völlig aufgelösten Kampfes sowohl in dem einzelnen Menschen als in der Gesellschaft, einer freien Vereinigung der Neigungen mit dem Gesetz, einer zur höchsten sittlichen Würde hinaufgeläuterten Natur, kurz, er ist kein anderer als das Ideal der Schönheit, auf das wirkliche Leben angewendet“⁸³. Zu dieser progressiven Form des philosophischen Gedankens, wie ihn Schiller hier und in der „Ästhetischen Erziehung“ entwickelt, sollte der deutsche Idealismus nie mehr imstande sein, ist doch Schillers Idee eines materialen Reichs der Freiheit, das die Idylle im ästhetischen Bild antizipiert, erst in der materialistischen Konzeption der Dialektik von Natur und Humanität bei Marx eingelöst worden⁸⁴. Die Philosophie Hegels dagegen legt zwar die logischen Kategorien für ein systematisches Verständnis geschichtlicher Entwicklung vor (das Schiller nicht im eigentlichen Sinne besessen hat), verliert aber auch die essayistische — und in der Tat durch die Form des Essays bedingte — Flexibilität des Schillerschen Gedankens, wird damit dogmatischer und in der inhaltlichen Bestimmung geschichtlichen Fortschritts konservativ. Geschichte, vom Horizont des ontologischen Systems der „Logik“ als Selbstverwirklichung des Begriffs verstanden, kommt politisch (in der Sphäre des objektiven Geistes) im autoritär-monarchistischen Staat zu sich selbst; der preußische diente dabei als Modell. Eine Transzendenz der so begriffenen Geschichte kennt die Hegelsche Philosophie lediglich in der Sphäre des absoluten Geistes: Im „absoluten Wissen des Absoluten“ allein findet die Idee ihre Erfüllung. Hegels Denken, schreibt Marcuse, „schließt ... mit dem *nous theos*. Die Erfüllung wird ... auf die absolute Idee und das absolute Wissen verwiesen“⁸⁵. Das progressive Element der Hegelschen Philosophie liegt also in keiner Weise im System selbst, sondern allein in ihrer analytischen Kraft: daß in der Explikation historischer Phänomene Geschichte — für Hegel Material und Medium der Selbstverwirklichung des Geistes — in konkreter Form erscheint, nämlich als Boden, auf dem die Idee ihre Verwirklichung findet. Aus diesem Grunde ist für Hegel die Möglichkeit bestimmter Kunstformen abhängig von der individuellen Gestalt einer geschichtlichen Welt, d. h. der konkreten Form ihrer gesellschaftlichen Organisation⁸⁶. So verlangt auch für Hegel jede Theorie

83 „Naive u. sent. Dichtung“.

84 Vergl. etwa Marx' Konzeption der Kommunistischen Gesellschaft in „Nationalökonomie und Philosophie“, „Frühschriften“, S. 232—237.

85 H. Marcuse, „Eros und Kultur“ (Stuttgart, 1957), S. 114.

86 Siehe Hegels Lehre vom „allgemeinen Weltzustand“ in der „Ästhetik“.

einer besonderen Form des Kunstschönen nach einer adäquaten Theorie ihrer historischen Bedingungen, ja diese muß jener vorangehen. Geschichtsphilosophie gehört damit notwendig zu jeder systematischen Ästhetik. Dem Hegelschen Erbe der Verknüpfung von Kunst- und Geschichtsphilosophie folgt noch die „Theorie des Romans“, mag sie auch von ästhetizistischer ‚Fin-de-siècle‘-Stimmung und einem emotionalen Kulturpessimismus erfüllt sein. Sie versucht noch einmal, wenn auch in bereits stark formalisierter Gestalt, die Ontologie einer literarischen Form mit geschichtsphilosophischer Analytik zu verbinden. Die „Theorie des modernen Dramas“ erst nimmt endgültig Abschied von jeder Analyse der Geschichte. Sie adaptiert damit die logischen Schematismen der idealistischen Tradition ohne ihre geschichtsphilosophischen Konkretionen und gesellschaftskritischen Inhalte. Szondi „versagt sich die Ausweitung zu einer Diagnose der Zeit“⁸⁷, wie er apologetisch formuliert, ja er versagt sich überhaupt jede Reflexion auf Gesellschaftliches. Geschichte oder Geschichtsphilosophie haben in der „Theorie des modernen Dramas“ keinen Platz mehr.

Szondi übernimmt den logischen Schematismus der idealistischen Ästhetik also nur der Form nach. Er hat im Grunde den Standort von Hegels „Logik“ nie verlassen. Nicht zufällig beruft er sich daher einleitend auf diese und nicht etwa auf die „Ästhetik“, deren Philosophie des „allgemeinen Weltzustandes“ ein guter methodologischer Ausgangspunkt für eine Theorie moderner Dichtung hätte sein können. Die Bestimmung der Form-Inhalt-Dialektik, die Hegel in der „Logik“ vornimmt, hat jedoch lediglich formalen Charakter und besitzt keinen unmittelbaren Bezug zu welcher inhaltlichen Konkretion auch immer. Von diesem formalistischen Ausgangspunkt her versucht Szondi dann auch, die Form-Inhalt-Dialektik im Drama als rein immanentes ‚logisches‘ Verhältnis zu rechtfertigen: als „Dialektik zwischen formaler und inhaltlicher Aussage“⁸⁸. Das Problematischwerden einer literarischen Form erscheint so als Resultat rein ‚werkimmanenter‘ Widersprüchlichkeit, einer Antinomie des Begriffs: „Damit ist . . . die Möglichkeit gesetzt, daß die inhaltliche Aussage zur formalen in Widerspruch gerät der Widerspruch (entsteht), indem die fraglos-feststehende Aussage der Form vom Inhalt her in Frage gestellt wird. Diese innere Antinomie ist es aber, die eine Dichtungsform geschichtlich problematisch werden läßt . . .“⁸⁹ Hier wird das äußerst komplexe Problem der Relation von ästhetischer Form und Geschichte auf das formal-dialektische Schema von Form-Inhalt — bzw. Form-Thema — reduziert. Die Frage nach der historisch-sozialen Genese der Thematik aber, von der her sich geschichtsphilosophische und formalästhetische Reflexionen verbinden ließen, ja von der her allein das Phänomen des Problematischwerdens einer spezifischen literarischen Form geschichtsphilosophisch er-

87 „Theorie d. mod. Dramas“, S. 9.

88 Loc. cit.

89 Loc. cit.

klärt werden könnte, — diese Frage wird überhaupt nicht gestellt. Szondi formallogische Dialektik dispensiert in der Tat von jeder Reflexion auf Geschichte. Hegels objektive Dialektik historischer Prozesse, der analytische Reichtum der Hegelschen Philosophie wird auf die rein logische Struktur des formell bleibenden Begriffs reduziert. Szondi schreibt eine Art immanenter Begriffsgeschichte des modernen Dramas; was er aber verfehlt, ist dessen geschichtsphilosophische ebenso wie ästhetische Theorie.

Die Reduktion literarischer Werke auf die formelle ‚Logik ihres Produziertseins‘ teilt die „Theorie des modernen Dramas“ mit Phänomenologie und New Criticism⁹⁰. Ja mit der Forderung der Trennung zwischen literaturwissenschaftlicher Hermeneutik und Geschichtswissenschaft, die Szondi selbst in dem späteren Aufsatz „Über philologische Erkenntnis“ programmatisch ausgesprochen hat⁹¹, mündet seine Literaturtheorie expressis verbis in den Konformismus einer neukritischen Methodologie, ein Positionswechsel, der sich aus den Prämissen der formalisierten Dialektik mit logischer Konsequenz ergibt. Was er gesellschaftlich indiziert, ist eine Auszehrung des bürgerlichen Bewußtseins, seine Resignation vor den Antinomien und Ansprüchen der Geschichte: die Armut des verwissenschaftlichten Geistes, der sich in die Ideenwelt ästhetischer Formen zurückgezogen hat.

So ist die Geschichte der idealistischen Ästhetik von Schiller bis Szondi beides: Geschichte der Resignation bürgerlicher Intelligenz und Zerfallsgeschichte bürgerlichen Denkens. War die klassische Kultur des deutschen Idealismus noch imstande, einen Begriff von Geschichte zu denken, der nicht nur ihre Antinomien festhielt, sondern auch die Kategorien ihrer Vereinigung und Erfüllung besaß, so tritt der Idealismus des 20. Jahrhunderts nur noch in derivativen und resignativen Formen auf: dazu gehören Ästhetizismus und Formalismus ebenso wie Existentialismus, Absurdismus und verwandte Gestalten pessimistischer Resignation.

Die „Theorie des Romans“ war, wie Lukács berichtet, ursprünglich als „eine Kette von Dialogen“ geplant: „eine Gruppe junger Leute zieht sich vor der Kriegspsychose ihrer Umgebung ebenso zurück wie die Novellenerzähler im ‚Dekameron‘ vor der Pest...“⁹² Und doch sollte die „Theorie des Romans“ aus der ästhetizistischen Ferne einer solchen ‚inneren Emigration‘ noch einmal mit der Theorie des Kunstschönen auch eine Philosophie der Geschichte entwerfen. Erst der Geist, der sich in der „Theorie des modernen Dramas“ zu Worte meldet, hat aus der Not der Versagung die Tugend der Entsagung gemacht. Aus Mangel zu Besserem nicht mehr imstande, erhebt er seinen Mangel zum Programm.

90 Siehe dazu meine Rezension von Robert Weimann, „New Criticism“ und die Entwicklung bürgerlicher Literaturwissenschaft“, „Das Argument“ Nr. 42 (9. Jhg. 1967, Heft 1), S. 64 ff.

91 „Hölderlin-Studien“, S. 20.

92 Vorwort zur 2. Aufl. der „Theorie des Romans“.

Besprechungen

I. Philosophie

Stern, Alfred: *Geschichtsphilosophie und Wertproblem.* Ernst Reinhardt Verlag, München/Basel 1967 (300 S., Ln., 19,— DM).

Stern, gebürtiger Österreicher, jetzt Professor für Philosophie am California Institute of Technology, will in seinem Buch „versuchen, die Geschichtsphilosophie aus ihren metaphysischen Höhen auf die Erde herabzubringen“ (9), denn: „jene... die sie (die Geschichte, G. B.) machen, wie... jene, die sie erleiden... müssen wissen, um voraussehen und handeln zu können“ (11). Eine derart schief angesetzte ‚Verwirklichung der Philosophie‘ bringt konsequent den Geschichte Erleidenden wenig Rat. Die „Wahl zwischen den... Ideologien“ (9) ist, bis „die Geschichte“ zeigt, welche Gesellschaftsordnung menschliche „Wohlfahrt“ besser gewährleistet (294), nicht rational zu treffen, da keiner der Werte: „Sicherheit — nicht nur wirtschaftliche, sondern auch... gegen Zweifel“, den das „kommunistische Projekt“ „postuliert“ — ebensowenig wie „Freiheit“ (Kapitalismus) „bewiesen werden“ kann. „Man kann sie nur fühlen“ (292). Solche und ähnliche Thesen („eine Nation ist eine Gemeinschaft von Werten und Idealen“ (263)) des dennoch liberal gesinnten Autors sind zwar durch historische Unkenntnis bedingt, wie diese selber aber auch schon in Sterns existentialistischem Ansatz, den er als Vermittlung von Naturrecht und Historismus versteht, angelegt. So trennt er die historische Einheit sozial interpretierter Bedürfnisse, die Werte konstituieren, in „überhistorische“, „existentielle Werte“, die durch „Annahme der fundamentalen Daseinsbedingungen“ faktisch allgemein anerkannt sind (Leben, Gesundheit) und „historische“ „kollektive Werte“, deren Entstehung und Geltungsgrund durch ihn dezisionistisch interpretiert werden, weil er ihren gesellschaftlich-objektiven Hintergrund in seiner Bedeutung verkennt (bes. 160 f., 240 f.). Nur auf dieser historischen Ebene wäre aber eine konkrete Norm wie menschliche „Wohlfahrt“ (294) sinnvoll zu gewinnen, die Stern als übergeschichtlich allgemeingültigen Maßstab äquivok aus den doch inhaltsarmen „vitalen Werten“ (167) ableitet. Die in ihren allgemeinen Bedingungen gerade zu problematisierende *historische* Objektivität von Werten und Normen stellt sich für Stern schon als Problem nicht, weil er die anzuleitende Praxis nicht thematisiert als gesellschaftsverändernden Prozeß sozialer Interaktion, sondern als Anpassungs- und Fluchtreaktion der von der Geschichte bedrohten Individuen (11 f.).

Götz Braun (Berlin)

Hamann, Johann Georg: Schriften zur Sprache. Einleitung und Anmerkungen von Josef Simon. Theorie 1. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/Main 1967 (266 S., Ln. kasch., 8,— DM).

Gelegenheitsarbeiten, Rezensionen und Polemiken, erweitert um eine ausgedehnte Korrespondenz, bilden das Werk Johann Georg Hamanns. In den Jahren 1949—1953 edierte Josef Nadler Hamanns „Sämtliche Werke“ in einer historische-kritischen Gesamtausgabe, der seit 1956 ein eingehendes Kommentarwerk folgt. Es steht zu fragen, ob so kurze Zeit nach der Gesamtausgabe ein Auswahlband wie der vorliegende gerechtfertigt ist. Zunächst überzeugt das der Auswahl zugrunde gelegte Prinzip, die Schriften zusammenzustellen, in denen sich Hamann mit dem Problem der Sprache auseinandersetzt, da es für Hamann stets im Mittelpunkt seiner philosophischen Erörterungen steht.

Hamann hat Sprache und Vernunft als eng miteinander verbunden betrachtet. Er nennt die Sprache „Gebärmutter der Begriffe“ (143) und drückt dabei aus, daß er die Vernunft als sprachlich bedingt ansieht. Damit wendet er sich gegen den ahistorischen Ansatz in Herders Schrift „Über den Ursprung der Sprachen“, in der Herder die Sprache als göttlichen Ursprungs, vor dem Menschen dagewesen seiend und so dem Menschen nicht wesensmäßig, erst durch göttlichen Unterricht vermittelt bezeichnet. In dem Maße, in dem in Hamanns Schriften „Vernunft... sich selbst zum Problem und zum Problem der Sprache“ (11, Simon) geworden ist, wurde gleichzeitig auch ein Sprechen über die Sprache zu einem Sprechen mit der Sprache wie mit einem Dialogpartner: sie ist nicht nur Instrument zum Sprechen, sondern auch „Zeichen“, d. h. Ausdruck bestehender gesellschaftlich-ökonomischer Zustände: Daraus ergibt sich, daß Hamann gegenüber der Aufklärung seiner Zeit eine distanzierende Haltung einnahm. Im Gegensatz zu Kant wollte er die „Begriffe“, deren Herleitung zu einem der zentralen Probleme der Aufklärung wurde, nicht nur im Bereich der Vernunft angesiedelt wissen, sondern vielmehr kam es ihm darauf an, die bereits vorliegenden Begriffe in den Kontext der gesellschaftlichen, historisch gewordenen Umwelt, der sie entstammten, zurückzuvermitteln, bzw. sie zu reduzieren auf ihren ursprünglichen Gehalt, der sich nach Hamann nicht erkennen läßt, ohne die Berücksichtigung der politischen Bedingungen, denen sie ihren Gehalt verdanken. Durch diese Methode der Erklärung von Begriffen wurden diese in ihrer durch die Aufklärung gesetzten *absoluten Position* (Herrschaft der Begriffe, Herrschaft durch Begriffe) erschüttert und in relativen Bezug zu der sich wandelnden Gesellschaft gesetzt, womit Sprache überhaupt ihren scheinbar objektiven, wertneutralen Charakter verlor und persönliche Erfahrung zur bedingenden Komponente der Hamannschen ‚Sprachtheorie‘ wurde, „sofern von einer solchen die Rede sein kann“ (19, Simon).

Der Wert der Ausgabe wird durch seine Editionstechnik wesentlich gemindert: so werden in der Einleitung Verweise auf den Hamanntext nach der Paginierung der Nadler-Ausgabe gemacht. Die Schriften selbst, dieser Ausgabe phototechnisch entnommen, werden

durchlaufend gezählt, in ihrer unteren linken Ecke stehen in Klammern die Seitenbezeichnung der Nadler-Ausgabe. Anmerkungen in den Hamanntexten werden durch einen Stern, ohne Numerierung bezeichnet. Darüber hinaus fehlen im Text einige dieser Stern-Zeichen, weil — wie eine Vorbemerkung sagt — „aus drucktechnischen Gründen... auf einige nachträglich eingefügte Anmerkungen nicht durch dieses Zeichen hingewiesen werden“ (82) konnte. Und die Lemmata der Anmerkungen im Anhang werden dann nach Paginierung und Zeilenzählung wiederum nach der Nadler-Ausgabe aufgeschlüsselt! Die Auswahledition vermindert gravierend durch eine verwirrende editionstechnische Verflechtung von Gesamtwerk und Teilausgabe ihre Brauchbarkeit.

Johanna R. Döring (Göttingen)

Harich, Wolfgang: *Jean Pauls Kritik des philosophischen Egoismus.* Suhrkamp-Verlag, Frankfurt/Main 1968 (285 S., br., 14,— DM).

„Eine Nähe zu den Kunstauffassungen des Sozialismus, die einfach frappierend ist“ (110), zeigt Harich in einer ebenso umfangreichen wie philologisch gewissenhaft und überzeugend dargebotenen Dokumentation. Er legt Texte und Briefstellen Jean Pauls vor, die vor allem in den Jahren 1788—1802 dessen Kampf gegen die Erkenntnistheorie des subjektiven Idealismus aufzeigen. Der Dokumentierten vorangestellt ist eine Untersuchung, die den selbstformulierten Anspruch einlöst und zu jener neuen Jean-Paul-Deutung beiträgt, die Harich für eines der „großen Desiderate der marxistischen Literaturwissenschaft unserer Zeit“ (107) hält.

Wenn in Deutschland erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts die Voraussetzungen für eine bürgerliche Revolution gegeben waren, so war es auch der Philosophie bis dahin unter „den übermächtigen Verhältnissen und dem auf ihnen lastenden Druck des feudalen Überbaus“ (30) nicht gelungen, die Schranken des Idealismus zu durchbrechen. Hatten sich im 18. Jahrhundert der Pantheismus Lessings mit seiner Diesseitsbejahung und Kants Kritiken bemüht, die alte theologische Metaphysik zu überwinden, so stellten ihre Systeme doch wiederum nur einen Kompromiß mit der Religion dar, waren sie letztlich „eine Negation der Theologie auf dem Standpunkt der Theologie“ (Feuerbach), da ihnen der Materialismus als der eigentliche Feind erschien, der auf der Strecke bleiben sollte. Darin auch mußte Fichtes Versuch einer Revolutionsphilosophie, in deren Mittelpunkt das Problem des Handelns, die Freiheit des menschlichen Willens stand, scheitern, da Fichte ein immanentes Weltbild (das Nicht-Ich) nur als Geistesprodukt des Ichs anzusehen vermochte. Damit war einem schrankenlosen Subjektivismus, einem „philosophischen Egoismus“ das Wort geredet.

Solche „subjektivistische Verstiegenheit“ (76) suchte Jean Paul in dem Anhang zum I. Komischen Teil des „Titans“ — seiner „Clavis Fichtiana seu Leibgeberiana“ zu durchbrechen, indem er ihr, freilich allzu naiv und unvermittelt, eine Realitätsgewißheit gegenüber-

stellt. Gegen Jean Paul ist immer wieder (vgl. S. 100, Fußnote) der Vorwurf erhoben worden, er habe das eigentliche Problem Fichtes: „in der Praxis die Wurzel des gesamten menschlichen Verhaltens, mit Einschluß des theoretischen gesucht und so auch die Erkenntnis als Tätigkeit gefaßt zu haben“ (90), gar nicht wirklich begriffen. Dennoch wird damit die *Clavis Fichtiana* nicht hinaufgelassen; ihren Rang macht aus, daß es Jean Paul durch semantische Bedeutungsanalysen gelingt, „den psychologischen Bann zu durchbrechen, der die idealistischen Philosophen mitunter dazu verleitet, Hypostasierungen bloßen Wortschwalls für Erkenntnis zu halten“ (83). Für Harich hat Jean Paul Bedeutung vor allem als Sprachdenker. Überzeugend ist sein Exkurs, in dem er die Verbindung von Jean Pauls Analysen zu Adam Schaff zeigt, der sich in seiner „Einführung in die Semantik“ (Warschau 1960) bemüht, die Bedeutung von semantischen Untersuchungen für den dialektischen Materialismus nachzuweisen. Das entscheidende Ergebnis des Exkurses: „... als Sprachdenker ist Jean Paul so gut wie Feuerbach Materialist“ (89). Da Jean Paul erkannt hat, wie sehr „ausschweifendster Individualismus“ und „überzüchteter Ästhetengeist“ (116) sich verbinden können, erscheint Harichs These einsichtig, daß die *Clavis Fichtiana* nicht primär sich gegen Fichtes Wissenschaftslehre richtet, sondern gegen die „Gefahren des ästhetischen Aristokratismus und klassizistischer Formenkulte, . . . die er bei Goethe und Schiller zu sehen glaubte, und gegen den schrankenlosen Ästhetizismus der Jenenser Romantiker“ (107). Ehe noch der Begriff des *L'art pour l'art* explizit formuliert ist, wendet sich Jean Paul gegen eine Verabsolutierung des Formalen, gegen einen Kult der reinen Kunst: er fordert deren Vermittlung zur sozialen Realität der Gegenwart. Wenn in der *Clavis Fichtiana* Jean Paul in der Gestalt Leibgeber-Schoppes zeigt, wie ein abstraktes Freiheitsstreben, das eben nicht zur Realität vermittelt wird, nicht nur folgenlos bleibt, sondern umschlägt „in eine Subjektivität, die solipsistischen Irrsinn heraufbeschwört“ (119), so deutet sich darin auch die Notwendigkeit an für Jean Pauls eigene „die Zunftgelehrsamkeit befremdende Verquickung von Satire und Philosophie“ (117).

Johanna R. Döring (Göttingen)

Weller, Emil Ottokar: *Wegweiser zur sozialistischen Literatur (1847/1850)*. Vorwort von Bruno Kaiser. Nachdruck des Zentralantiquariats der Deutschen Demokratischen Republik, Leipzig 1967 (48 S., br., 10,— MDN).

Weller, den der Herausgeber den ersten Bibliographen der deutschen Arbeiterbewegung nennt, ist einer der Teilnehmer der Revolution von 1848, die später nur noch als Randfiguren in den Biographien Berühmterer auftauchen. Er war Buchhändler in Leipzig, Publizist, Übersetzer und Verleger sozialistischer und revolutionärer Schriften und wurde 1849 wegen „Vorbereitung zum Hochverrat durch aufreizende Schriften“ verurteilt und steckbrieflich gesucht. Er schrieb unter anderem gelegentlich Korrespondenzen für die

„Neue Rheinische Zeitung“, gab die Zeitschrift „Volksfreund“ heraus, in der der erste deutsche Teildruck von Marx' „Misère de la Philosophie“ erschien, und veröffentlichte Jahrbücher, aus denen hier Beiträge aus dem „Demokratischen Taschenbuch für 1848“ und dem „Neujahrsalmanach für Unterthanen und Knechte“ vom Jahr 1850 abgedruckt sind. Die Literaturwissenschaft hat seinen Namen als Verfasser eines Pseudonym-Lexikons sowie eines Verzeichnisses falscher und fingierter Druckorte bewahrt.

Die drei hier wieder abgedruckten Stücke sind die Bibliographien „Wegweiser auf dem Gebiet der freien demokratischen Literatur“ und dieselbe erweitert drei Jahre später „Wegweiser auf dem Gebiet der sozialdemokratischen Literatur Deutschlands“ sowie eine Zeitschriften-Sammelrezension „Die deutsche Presse und ihre neuesten Bestrebungen“. Die 152 bzw. 249 Titel der Bibliographien, gegliedert in geschichtliche, belehrende und unterhaltende Schriften, erfassen die Erscheinungen ab 1842; zwar sind sie nicht komplett, was mit der Schwierigkeit der Abgrenzung des Sachgebiets zusammenhängen mag; wichtig ist aber nicht, die fehlenden bekannten Autoren vorzurechnen, ohnehin wohl nur auf dem Gebiet der Unterhaltungsliteratur, sondern gerade die Heterogenität, für unser Auge wenigstens, die Ungegliedertheit wahrzunehmen, in der sich das „Weltdrama“ von Mäurer neben der „Lage der arbeitenden Klasse in England“ von Engels findet. Andererseits erwähnt Weller nicht nur, wie der eine Titel nahelegt, deutsche Literatur, sondern zieht auch englische und französische Bücher heran, soweit sie übersetzt sind; bei den Zeitschriften verweist er auf die fremdsprachigen Originale.

Der Herausgeber kritisiert an Weller, daß er zu sehr von den französischen Utopisten beeinflusst war und „die gesellschaftliche Entwicklung nicht als Ergebnis der Auseinandersetzung zwischen den Klassen, sondern als Resultat geistiger und gefühlsmäßiger Gegensätze“ (6) betrachtete. Auch ist Wellers Terminologie etwas verwaschen. In einer Fußnote zu „communistiche Theorie“ formuliert Weller: „Wenn ich diesen Ausdruck gebrauche, so will ich damit natürlich kein bestimmtes System bezeichnen wissen“ (10) und ein paar Seiten weiter kurz: „der Kommunismus, d. h. die soziale Lebensversicherung“ (17). Im ganzen aber sieht Weller die politische Situation sehr genau und greift in seiner Zeitschriftenrezension scharf jene Blätter an, „die mehr den Handelsinteressen der Fabrikherrn gewidmet, sich immer den Anschein geben, als folgten sie einer *freien* Richtung und sorgten für das *allgemeine* Beste“ (22). Den Ausgleichsbestrebungen des liberalen Bürgertums, das die arbeitende Klasse mit den Besitzenden versöhnen will, hält er vor, daß sich ihre Lage nur auf Kosten der Arbeiter verbessern könne, wobei ihm, wie er festhält, auch die Analyse der Ultramontanen und Konservativen recht gibt, die die soziale Lage sehr viel eindeutiger und radikaler beschreiben als die Liberalen, die Freiheit mit dem Freihandel erfüllt sehen. Freilich ziehen die Ultramontanen aus der Analyse andere Schlüsse als die Sozialisten. — Ein Umstand, der zwar nicht Weller, aber den Herausgebern der Sammlung Insel

mitunter entgangen ist, die heute die Ultramontanen als Revolutionäre verkaufen.)

Die Zahl der von Weller besprochenen Zeitschriften ist ebenso auffällig wie ihre gewöhnlich nur kurze Lebensdauer; 26 Titel vom „Gesellschaftsspiegel“ über den „Beobachter an der Elbe“, der „theilweis von Arbeitern geschrieben wird“ (27), bis zum „Deutschen Zuschauer“. Das eine erklärt Weller durch zu geringe Bildung und den Geldmangel der potentiellen Käuferschichten, der „beraubten Klassen“ (9), das andere erläutert ein Blick in Wellers bibliographische Anmerkungen: „Die junge Generation, Red. von W. Weitling... (Hört mit Weitlings Gefangennahme nach der 17. Nummer auf)“ (38.) „Vorwärts! Pariser deutsche Zeitschrift. 1844 (mit Ende des Jahres auf Reclamation deutscher Mächte vermittels Preßprozeß unterdrückt)“ (38 f.).

„Blätter der Gegenwart für soziales Leben. Red. von W. Marr... (Hörte mit Marrs Verbannung nach der achten Nummer (Juli) auf)“ (39).

„Mephistopheles... (ohne Prozeß nach der 18. Nummer unterdrückt)“ (39).

Obwohl der Herausgeber es ablehnt, die vorliegenden Nachdrucke als Neuentdeckungen zu bezeichnen, da das ‚Taschenbuch‘ als auch die zweite Bibliographie in diesem Jahrhundert bereits abgedruckt worden seien, ist es dennoch angebracht, ausdrücklich auf diese etwas entlegen erschienene Broschüre hinzuweisen, damit diese Hilfe zu einer Skizze der Lage der demokratischen Literatur in den 48er Jahren nicht wie die vorigen ebenfalls recht entlegenen Drucke der verdienten Aufmerksamkeit entgeht.

Gerhard Voigt (Berlin)

Hettner, Hermann: Schriften zur Literatur und Philosophie. Herausgegeben von Dietrich Schaefer. Nachwort von Ludwig Uhlig. Sammlung Insel 31. Insel Verlag, Frankfurt/M. 1967 (181 S., Ln., 7,— DM).

Als zur Zeit der Gründung der Kritischen Universität Studenten Anknüpfungspunkte einer ‚neuen Germanistik‘ in ihrer Wissenschaftsgeschichte suchten, waren es unter dem Stichwort ‚Verschüttete Aufklärung‘ vor allem die Arbeiten von Gervinus und Hettner, die die gesuchten Hilfen leisten sollten. Die Position Gervinus‘ hat Dietfried Krause-Vilmar hier¹ kurz charakterisiert. Ähnlich ist die Hettners.

Hettners scharfe Verteidigung Feuerbachs gegen einen rechtshegelianischen Theologen ist als Kritik dieser Theologie, ähnlich wie es Marx Bruno Bauer vorwarf, selber noch theologisch. Der wahrscheinlich im selben Jahr, 1844, entstandene Aufsatz über den Lyriker Friedrich von Sallet legt diesen Vergleich ebenfalls nahe. An Sallet, dessen Lyrik explizit aufgeklärte Theologie darzustellen

1 Vgl. die Besprechung in Das Argument 46, 10. Jhg. 1963, Heft 1/2, S. 149—151.

versucht, rühmt Hettner, daß er im umfassendsten Sinn des Begriffs ein „Sänger der Freiheit“ (30) sei. Umfassend meint, daß er nicht nur die Freiheit besingt, die politisch realisiert werden soll, sondern vor allem die „vollste, lebendigste Wirklichkeit“ (30) der Freiheit in Religion und Wissenschaft widerspiegelt. Sein Lob Sallets als ersten ‚Dichter seiner Zeit‘ hat insofern eine Richtigkeit, als er Beleg dafür ist, daß die Revolution nur in der Philosophie stattgefunden hat. Kann man dabei, wo Freiheit auf den „frischen, freien und ganzen Menschen“ (86) reduziert wird, nur erst vermuten, daß sie nicht revolutionär erreicht werden darf, so verrät das Porträt der Fanny Lewald (1850) die antirevolutionären Affekte Hettners ebenso deutlich wie den Anteil, den er an der bürgerlichen Aufklärungphilosophie genommen hat; das eine ist dabei nur Teil des andern, und die Zeichnung des Gelingens der dreifachen Emanzipation der Fanny Lewald als Bürgerliche, Frau und Jüdin weist darauf, daß für Hettner das 48er Jahr ein Erfolg war, weil es die endgültige Emanzipation des deutschen Bürgertums gebracht habe. Er redet zwar, ohne näher darauf einzugehen, von „jenen großen sozialen Reformen“ (129), die notwendig seien, aber nur um gegen sie das „politische Parteitreiben“, „politische Reform oder Revolution“ (129) abzuwerten. Welchen praktischen Gehalt diese Reformen haben sollten, läßt sich am ehesten noch an dem Aufsatz „Goethe und der Sozialismus“ ablesen. In Anlehnung an eine Arbeit von Gregorovius zieht er aus „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ Elemente, die „durchaus mit den Idealen des modernen Sozialismus übereinstimmen“ (134). So etwa die Eigentumsverhältnisse der neuen Gesellschaft, die verglichen mit den bestehenden Verhältnissen „durchaus selbstlos“ (147) seien; und, so lautet der Schluß, nun gelte es ein neues, selbstloseres Geschlecht zu erziehen. Bekanntlich weicht Goethe auf ein unwirkliches Amerika aus, wo man „ganz von vorn“ beginnen könne, und empfiehlt, dort, wo schon Staaten existieren, also auch in Deutschland, „alle Regierungsformen . . . gelten zu lassen . . . (und) innerhalb einer jeden . . . nach ihrem Willen und Wunsch uns zu bemühen“². Gerade der von der realen Geschichte abgelöste Gedankengang Goethes, von dem Hettner bemerkt, er sei „immer frei in der Theorie“, „nie Politiker“, „immer nur Ideologe“ (135) gewesen, scheint Hettner die Bezeichnung Goethes als „ersten deutschen Sozialisten“ (151) zu rechtfertigen.

Die Herausgeber haben in dem vorliegenden Bändchen nur Schriften Hettners aus den Jahren 1844—1853 gesammelt als der „lebendigsten und anregendsten Periode seines Wirkens“ (172). Auch deutet das Nachwort an, daß Hettner späterhin in der Entwicklung, die zu Bismarcks Reichsgründung führte, „mit den Zeitverhältnissen einen Kompromiß aus Anpassung und innerem Vorbehalt schloß“ (171). Die abgedruckten Aufsätze lassen diese Entwicklung einleuchtender erscheinen, als es seine Anpreisung als Schriftsteller ‚aufklärerischer

2 J. W. Goethe, Wilhelm Meisters Wanderjahre. Werke (Hamburger Ausgabe) Bd. 8, S. 391.

Tendenz in Form eines kritischen Rationalismus' zuliebe. — Eine Tradition, die von einer ‚neuen Germanistik‘ ohne weiteres fortzusetzen wäre, läßt sich auf Hettner kaum begründen.

Gerhard Voigt (Berlin)

Schultz, H. Stefan: Studien zur Dichtung Stefan Georges. Lothar Stiehm Verlag, Heidelberg 1967 (207 S., Lw., 26,— DM).

In dem Programm einer Literaturwissenschaft, beim konkreten Kunstwerk zu verharren, ehe die Reflexion, gesättigt mit der Erfahrung des Individuierten, zur ästhetischen Theorie fortschreite, wird die kritische Freiheit des Interpreten zu seinem Objekt vorausgesetzt. Daß eine jede Analyse diese jedoch allererst zu erarbeiten hätte, um wieviel angestrongter die eines Werkes, welches wie das Georgesche an der Sphäre des Faschismus angesiedelt ist, zeigen die „Studien“ von Schultz, die ihrem Gegenstand als einem scheinbar durch die Tradition kanonisierten einen gelehrten Kommentar widerfahren lassen. Nicht schreckt den Autor die Nähe des „Propheeten“ George zu dem, was politisch sich erfüllte und tatsächlich die literarische Kontinuität, gab es sie je in der deutschen Literatur, als Illusion offenbarte. Die Intention, ‚vom Wort auszugehen‘, garantiert mitnichten eine ‚pragmatische Untersuchung‘, wie Schultz möchte. Vielmehr ist es gerade der mit Händen zu greifende pragmatische Gehalt vieler Gedichte Georges, der verdrängt wird, wenn „die Texte möglichst im Hinblick auf das ganze Werk und öfters im Zusammenhang der abendländischen Tradition“ gesehen werden. Solche Relativierung vermag auch das Spätwerk Georges ohne Einschränkung, buchstäblich als „Verkündigung und Prophetie“ zu präsentieren. Wo „ein Dichter am Werk“ gewesen sein soll, „dem das lebende Wort zu Gebote stand, das den Leib vergottete und den Gott verleibte“, wo „Dichtung zum Gebet drängt“, da hat in der Tat kein Kritiker mehr etwas zu melden, da stehen dann die ‚Frommen‘ gegen die „kritischen Tadler“ und „wilden Gegner“, die nach dem ‚viel beschrienen Mythos‘ ‚voll Argwohn und Grauen schielen, weil ihr Haß (ihn) nicht übermannen kann“. Nachdrücklich insistiert Schultz auf der Kunst als einem Handwerk, er beläßt es indessen bei Appellen an den Kunstverstand, deren Absicht durchsichtig genug dahin geht, die kritische Reflexion auf den Sachgehalt als kunstfremd abzuweisen. Der Autor spürt den Wort- und Motivähnlichkeiten Georgescher Gedichte mit antiker, vorab römischer Lyrik, aber auch neuerer Überlieferung nach und behandelt die Rückgriffe des Dichters auf metrische Vorbilder; ein Kapitel ist dem Verhältnis Georges zu Schiller als dem — wie George ihn nannte — „feinsten schönheitslehrer“ gewidmet. Allein die Fülle des Materials hätte Schultz zu einer neuen und adäquateren Analyse Georges leiten können, wenn er sich nicht jede Sicht auf den aufgedeckten Tatbestand durch die ungeschichtliche Konzeption des Dichters als eines Erneuerers alter Mythenfrömmigkeit abschneiden würde. Die Frage nach

der konstruktiven Bedeutung dieser artistisch eingesetzten lyrischen Entsprechungen, die als Topoi, gleichsam in ihrer Übersetzung, keine unmittelbare Geltung beanspruchen, führt ins Zentrum der *invention poétique*, die von der Arbeit des Übersetzers George unablässig ist. Aber Schultz erledigt die Frage nach der Funktion der Reminiszenzen, die er aus Sorge um „Ursprünglichkeit“ und ‚Gegenwärtigkeit‘ Georges selber aufwirft, nun vollends ohne Kunstverstand und philologische Bedenken, durch die pure inhaltliche Aussage der von George aufgenommenen Themen. Tertium comparationis, vielmehr: der Ort, wo dichtende Geister sich begegnen, ist die Gemeinsamkeit einer Weltanschauung: „das Zeitgefühl Vergils oder des Horaz“, „eine bestimmte Haltung“, die „Freude an der Frühzeit unserer Welt“ oder die „geistige Landschaft, die überall dort ist, wo man noch ein Gefühl für heilige Bäume hat“. „Die Gesellschaft und Geselligkeit wandeln sich nach der Mode, der Mensch bleibt sich selbst gleich.“ Unter dieser Voraussetzung entsteht dann aus den minuziös aufgezeigten „Einzelzügen“ das „Ganze“ des Gedichts, „in dem man nicht mehr nach Antik oder Modern fragt, sondern das man genießt, solange man noch Götter in der Natur fühlt und sich nicht scheut, sie zu vermenschlichen“. Der verselbständigte Spürsinn, dessen Wendigkeit in umgekehrtem Verhältnis zur Kraft des Denkens steht, scheint zu den déformations professionnelles von Literaturwissenschaftlern zu zählen, deren Positivismus ein genaues Komplement in ihrer Mythomanie besitzt. — Das Buch, schön ediert wie unkritische George-Literatur seit je, wirkt nur am Vergessen mit, dem ein Werk seinem ungeheuren Anspruch nach zu Recht verfiel; seine rettende Dekonstruktion steht jedoch immer noch aus.

Hella Tiedemann-Bartels (Berlin)

II. Soziologie

Cicourel, Aaron V.: *Method and Measurement in Sociology.* The Free Press of Glencoe, New York 1964 (242 S., Ln., 7,50 \$).

Dem Forscher unbewußte oder aber zumindest von ihm nicht explizierte Theorien gehen in die empirische Sozialforschung ein und werden in ihr verarbeitet; empirische Messung ist ohne diese Theorienvorgabe nicht denkbar, weil sie jeweils das Forschensubjekt mit seinen bestimmten Erfahrungen, seiner Kultur, seinen vorgefaßten Meinungen einbegreift. Diese Erkenntnis ist Ausgangspunkt für Cicourels Buch, das damit alle bisherige Empirie in Frage zu stellen unternimmt.

Der Autor setzt sich auseinander mit zahlreichen Veröffentlichungen über Messung und weist immer wieder nach, daß im Verlaufe der gesamten Messungsverfahren Voraussetzungen gemacht werden, deren Richtigkeit zu beweisen nicht für nötig erachtet wird.

Lazarsfeld und Barton z. B. könnten zu ihrer Kategorienbildung nur gelangen, indem sie eine tatsächliche Entsprechung zwischen den Ereignissen und Begriffen der Soziologie und denen bestehender mathematischer Messungsverfahren voraussetzen. Dies hält der Autor schon deshalb für fragwürdig, weil die theoretischen Begriffe der Soziologen, im Gegensatz zu denen der Mathematiker, nicht präzise genug seien, um die adäquaten Messungssysteme direkt anzugeben. Vielmehr gehe der Sozialforscher von einem anfänglichen subjektiven Bild des zu untersuchenden Sachverhaltes aus, entwickle daraus allgemeine Daten, die er durch mehrdimensionale Tabulierungen und verschiedene Klassifizierungen so manipulierte, daß er Schlußfolgerungen über die Substruktur des anfänglichen Bildes ziehen könne; wobei dieser gesamte Vorgang mit der vorfindlichen Realität noch nichts zu tun zu haben brauche. Durch die weitere Voraussetzung einer „gemeinsamen Kultur“ von Forscher und Versuchsperson würden die in den Einzelfragen verkörperten Eigenschaften sozialtheoretisch nicht definiert, ihre Relevanz aber als erwiesen angenommen. Ebenso werde durchweg von einem Modell des Handelnden ausgegangen, dessen Richtigkeit lediglich durch eine vage „Common-sense-Kennntnis“ der Welt begründet werde. Daraus folge, daß man sich weniger auf theoretische Analyse und wissenschaftliche Erkenntnis einlasse, sondern vielmehr auf einen Forscher angewiesen sei, der sich durch solche Eigenschaften wie „Sensitivität“, „Intuition“, „Naturbegabung“ und „Artistik“ auszeichne. Nach den Regeln, die diese Eigenschaften beherrschen, werde wiederum nicht gefragt. Im allgemeinen suche der Forscher nur Daten, die zu seinen vagen Vorstellungen passen; die den übergestülpten Messungssystemen inhärente Logik sichere dann die Hervorbringung der gewünschten Produkte. So gelangt Verf. zu der Behauptung, daß die jeweils gefundenen Ergebnisse nur die Ergebnisse des Messungssystems selber sind, über dessen Adäquanz aber nicht reflektiert wurde; daß die der Studie angeblich zugrunde liegende Theorie post factum ermittelt und präzisiert wird und damit auch wiederum mehr mit dem Messungssystem als mit der Realität zu tun hat, während die tatsächlich vorhergehende Theorie unexpliziert und ungewußt bleibt. Der Verschleierung der unterlegten Theorie käme darüber hinaus die Praxis entgegen, den Leser nicht mit dem genauen Gang der Studie, sondern bloß mit ihren Ergebnissen vertraut zu machen.

Aus diesem Dilemma zieht Cicourel den Schluß, eine explizierte Theorie von Gesellschaft müsse jeder Studie vorhergehen. Da er selber aber keine solche Theorie aufweisen kann, in seinem Gesellschaftsbild materielle Verhältnisse und Interessen außer acht bleiben, und statt dessen Gesellschaft ihm gegenübertritt als eine Vielfalt von Individuen, die geordnet sind durch tradierte kulturelle Normen, Werte, Sitten, Gewohnheiten usw., wird das Problem der vorab hineingesteckten unexplizierten Theorie kein politisches, sondern eins der Inhalte jener Kategorien, die er durch Klärung der Bedeutung von Begriffen glaubt ausfindig machen zu können.

Logisch reduziert sich die vorher geforderte gesellschaftliche Theorie auf eine linguistische. Sprachanalyse, wie sie Chomsky, Sapir, Whorf und Wittgenstein betreiben, scheint ihm ein wesentlicher Beitrag zur Lösung der Problematik realitätsbezogener Messung. Daher befriedigt auch sein eigenes Modell eines Laboratoriums-experiments, das einen durch vielfältige technische Kontrollen ‚keimfrei‘ gemachten Interviewer vorsieht, nicht. Soviel zu lernen ist von Cicourel's überzeugenden Ausführungen, die den gesamten Bereich der sozialen Messung der mehr oder minder bewußten Manipulation überführen, fragt man vergeblich nach den vorgesehenen Inhalten der von Cicourel projektierten Forschung, nach deren Sinn und Zweck. Interpretationsregeln und subjektive Bedeutungszuweisungen zu analysieren, mag ein gewisses Recht haben, doch bleibt die Frage, wie von da aus die gesellschaftlichen Prozesse, die doch der „Bewußtseinswelt der Individuen“ zugrunde liegen, zu begreifen sind. So wird bei Cicourel nicht nur ein Resultierendes als letzte Ursache mißverstanden, sondern darüber hinaus das einzig lohnende Ziel empirischer Soziologie, nämlich soziale Wirklichkeit zu erforschen, aus den Augen verloren.

Frigga Haug (Berlin)

Adam, Fritz Waldemar: Beitrag zu einer Phaenomenologie der Berufsunfähigkeit. Medizinisch-soziologische Untersuchungen zum Vorsorgegedanken. Arbeit und Gesundheit, Heft 76. Georg Thieme Verlag, Stuttgart 1964 (XVI, 192 S., kart., 33,— DM).

Hülsmann, Paul: Erwerbsarbeit in sozialmedizinischer Sicht. Allgemeine Berufs- und Wirtschaftskunde. Arbeit und Gesundheit, Heft 77. Georg Thieme Verlag, Stuttgart 1964 (XII, 164 S., kart., 19,80 DM).

Schwarz, Harald-Günther: Körperliche Entwicklung, Leistungsfähigkeit und Gesundheitszustand Jugendlicher und junger Arbeiter. Untersuchungen im Bergbau. Arbeit und Gesundheit, Neue Folge, Heft 80. Georg Thieme Verlag, Stuttgart 1968 (XII, 160 S., kart., 27,60 DM).

Adam versucht in seiner Arbeit, den Kreis der ‚Berufsunfähigen‘ soziologisch, psychologisch und medizinisch zu erfassen, sowie Vorschläge zur Erhaltung der Arbeitskraft des einzelnen zu unterbreiten. Der Begriff der ‚Berufsunfähigkeit‘, der im juristischen Sprachgebrauch völlig unklar bleibt, bestimmt sich für Adam am jeweils einzelnen Patienten aufgrund medizinischer Untersuchungen. Als allgemeine Voraussetzung gilt, daß die ‚Berufsunfähigen‘ vor Erreichung der Altersgrenze infolge Erkrankung aus dem Erwerbsleben ausscheiden. Der Untersuchung Adams liegt eine direkte Befragung im freien Interview von ca. 300 Rentnern, die mittels Stechkartenkartei ermittelt wurden, zugrunde.

Die Ergebnisse des soziologischen Teils der Analyse zeigen, daß die Rente nur einen Grundstock des Einkommens bildet, über das die Berufsunfähigen verfügen. Da diese Rente sehr niedrig ist, empfiehlt Adam, „... in Zukunft — nicht nur in einem allgemeinen Gesundheitsrecht — ausschließlich positive Lebenstatbestände unter Versicherungsschutz zu stellen, d. h. Gesundheit und Rüstigkeit zu prämiieren“ (37). Für jedes gesund verbrachte Jahr soll eine Beitragsrückgewähr zugesichert werden, womit zugleich die Versuchung beseitigt wäre, „... die Krankenkassen auszubeuten“ (ebd.). Aus den Vorschlägen Adams spricht die apologetische Haltung gegenüber der an Produktivität orientierten Gesellschaftsordnung, die positive Sanktionen für den Gesunden, der sich seiner Arbeitsleistung wegen als nützlich erweist, und negative Sanktionen für den Kranken, der droht zur Belastung für die Gesellschaft zu werden, parat hält. Das Mißtrauen, das in der amts- und ‚vertrauensärztlichen‘ Praxis Arbeitnehmern gegenüber üblich ist, dringt hier durch.

In seiner Darstellung des medizinischen Aspekts der Berufsunfähigkeit erkennt Adam durchaus die psychosomatische Genese der bei den Rentnern gehäuft auftretenden Erkrankungen wie Hypertonie, Asthma bronchiale et cardiale und Emphysem. Sozialer Druck, Störungen des Familienlebens und der psychischen Entwicklung der Patienten werden als Ursachen dieser Krankheiten, die zur Entlassung aus dem Berufsleben führen, aufgezeigt. Zur Verschlechterung des Krankheitsbildes tragen ‚iatrogene‘ Schäden, die infolge ärztlicher Kunstfehler und psychologischen Versagens der Ärzte sich entwickeln, bei (107). „Psychonervöse Fehlentwicklungen“ sind somit Hauptursache der frühzeitigen Berufsunfähigkeit. Die Fehlentwicklungen ihrerseits beruhen auf mangelnder Anpassung und verursachen mangelnde Anpassungsleistungen an die gesellschaftlichen Bedingungen. Mit dieser Auffassung bezieht sich Adam auf die Systemtheorie von T. Parsons (184). Um die soziale Anpassung wiederherzustellen und damit die Funktionalität des Kranken, möchte Adam die Psychotherapie einsetzen. Dabei handelt es sich um eine Gruppentherapie von 4—5 Wochen, die als „Seminar für Individuation und Soziation — Ferien vom Ich“ (121) — verlaufen soll, zu dem 30- bis 50jährige Pflichtversicherte eingeladen werden, die psychonervös anfällig sind. Den Zweck des Seminars sieht Adam in der Befreiung von Druck in Betrieb und Familie und vor allem in der Herstellung „mitmenschlicher Beziehungen“ (122). Mit solcher Form von Kurztherapie werden allenfalls die Symptome der Neurosen ‚weg-besprochen‘, nicht aber deren Ursachen, die vor allem auch in den Produktionsverhältnissen liegen, bewußt gemacht. Die Therapie, die die Bewußtwerdung dieser Ursachen leisten könnte, die Psychoanalyse, wird von Adam mit keiner Silbe erwähnt.

Das gesellschaftliche System, in das der Mediziner sich hineingestellt sieht, wird von P. Hülsmann behandelt. Sein Buch, vom Anspruch her eine Berufs- und Wirtschaftskunde für Mediziner, gliedert sich in die Abschnitte ‚Mensch und Beruf — Arbeit und Leistung — Arbeitsmarkt und Wirtschaftsordnung‘. Die vom Stati-

stischen Bundesamt herausgegebene Berufsklassifizierungstabelle schließt sich an: den Abschluß bildet der sozialmedizinische Teil. — Hülsmann versteht die westdeutsche Gesellschaftsordnung als Leistungsgesellschaft, die Berufe als Lebenschancen, die es nur zu ergreifen gilt, genug bietet (Deckblatt und Vorwort). Von Arnold Gehlens Anthropologie beeinflusst, stellt Hülsmann seinen Lesern den Menschen als mechanistisches Wesen vor, das sich vor allem darin vom Tier unterscheidet, daß es sich seine Leistungsfähigkeit im Beruf mühsam lernend erwerben muß (3). Der Mensch verfügt am Ende seiner Entwicklung über eine Reihe „gekonnter Bewegungen“, die innerhalb eines kybernetisch ablaufenden Prozesses eingesetzt werden, der sich aus „Außenwelttatsachen — Meldung über Erfolg und Mißerfolg — Reflexion und Vollzug der Handlungen bis zur sachlichen Veränderung“ (4) zusammensetzt. Unter diesen anthropologischen Voraussetzungen ist Hülsmann in der Lage, die menschliche Arbeit ‚aus sozialmedizinischer Sicht‘ nicht mehr vom Menschen, sondern von der Leistung her zu betrachten. Leistung drückt sich für ihn in Quotienten aus, die für ‚Verantwortung‘, ‚Berufliches Können‘ usw. stehen (48). Die Leistungsgesellschaft habe die Klassengesellschaft verdrängt. Statt des freien Arbeitsvertrages im Frühkapitalismus mit seinen sozialen Ungerechtigkeiten sei heute der Tarifvertrag und das gebundene Arbeitsverhältnis üblich, wodurch die Voraussetzungen für den Klassenkampf fortgefallen seien (49 f.). Statt durch Berufshierarchien sei die heutige Gesellschaft durch eine ‚pluralistische Berufsranordnung‘ charakterisiert, deren einziges Kriterium die Leistung darstelle.

Diese Berufsranordnung unterteilt Verf. in 9 *gleichwertige* Berufsgruppen, von denen hier nur Technik, Handwerk, Industrie und Gesundheitsdienst genannt seien. In jeder Gruppe tritt ein Leistungsgefälle auf, das in Hülsmanns Modell durch sechs ‚Berufsniveaus‘ ausgedrückt wird. Auf diese Weise findet sich in der Gruppe ‚Industrie‘ der Fabrikant an höchster Stelle, da er nach diesem Berufsranordnungsschema am meisten leistet und die größte Verantwortung trägt. Angestellte nehmen in dem Modell eine mittlere Position ein, während die Arbeiter in *allen* Gruppen der niedrigsten Leistungsstufe zugeordnet werden (55 f.).

Im sozialmedizinischen Teil werden Kriterien zur Auslese der Leistungsunfähigen erstellt (141). Die zu diesem Zweck mitgeteilten anatomisch-physiologischen Daten gehen über die gängigen Lehrbücher der Anatomie und Physiologie nicht hinaus. Das Buch von Hülsmann beschränkt sich — und das ist auf Grund der eingangs aufgezeigten anthropologischen Prämissen möglich — ausschließlich auf Darstellung der Leistung und der Funktionstüchtigkeit des gesteuerten Menschen. Aufgabe der Medizin ist es, die Funktion dieses Wesens in Gang zu halten und, falls das nicht mehr möglich ist, es als untaugliches Produktionsmittel auszuschließen.

Die Kriterien zur Auslese von Ungeeigneten liefert H. G. Schwarz. Seine Untersuchung bemüht sich um eine statistisch-mathematische

Darstellung der im Bergbau bei Jungarbeitern auftretenden Belastungen, die auf Grund ihrer Größe auch auf andere Wirtschaftsbe-
reiche übertragen werden können und somit nach der Ansicht von Schwarz exemplarisch für eine arbeitsmedizinische Untersuchung stehen. Methodisch geht Schwarz nach dem Prinzip der Kohorten-
analyse vor. Verschiedene Lehrlingsjahrgänge werden von der Auf-
nahme in den Betrieb bis zum Abschluß der Lehrzeit auf ihre physio-
logische Leistungsfähigkeit, Entwicklung von Körperkraft, -gewicht,
-oberfläche usw. hin untersucht. Ziel dieser Forschungsarbeit ist es,
den Zeitpunkt, an dem eine maximale Leistungsfähigkeit bei Lehr-
lingen erreicht ist, auszumachen und die Frage, wann „eine ausrei-
chende Leistungsdauer für vollwertige Arbeit besteht“ (2), zu be-
antworten. Seitens der Wirtschaft und Industrie, so stellt Schwarz
in Anlehnung an andere Autoren fest, bestünden Klagen darüber,
daß „... die heutigen schulentlassenen Jugendlichen eine mangelnde
Berufsreife besitzen, die einen ordnungsgemäßen Ablauf der Ausbil-
dung nicht gewährleistet und eine Störung der allgemeinen Entwick-
lung bedingt“ (6). Die eigene Untersuchung bestätigt dem Autor, daß
unterentwickelte Jugendliche „den ordnungsgemäßen Ablauf der
Lehre und der Bestimmung des Arbeitseinsatzes durchbrechen“ (20).

Es geht hier im wesentlichen nicht mehr um Medizin als einer
selbständigen Wissenschaft, vielmehr ist sie Instrument der tech-
nischen Beurteilung der Funktionstüchtigkeit von Arbeitern, um ein
Höchstmaß an Produktivität für den Betrieb zu erzielen. Untersucht
werden nicht mehr Patienten oder Arbeiter, die im Betrieb X ihre
Arbeit aufnehmen, sondern Objekte, die auf die Betriebe des Berg-
baus „angelegt“ (7) werden¹. In gleicher Weise vollzieht sich die
„Anlage“ von Karteien, Produktionsmitteln und Investitionsgütern.
Bei Verwendung solcher Begriffe wird zumindest deutlich, daß der
Arbeiter trotz aller Sozialleistung (einschließlich werkärztlicher Be-
treuung) bloßes Produktionsmittel bleibt.

Der in den vorliegenden drei arbeitsmedizinischen Büchern ange-
wandte Begriffsapparat läßt den Schluß zu, daß es der Arbeitsmedi-
zin vor allem um die dargestellte Funktionstüchtigkeit des Wirt-
schaftssystems geht. Nicht umsonst ist von Arbeits- (Leistungs-) Medi-
zin, nicht aber von Arbeitermedizin die Rede. Die so beschaffene
Arbeitsmedizin aber ist nichts anderes als eine manipulierbare und
manipulierende Hilfswissenschaft für die Verwaltung.

Hans Grünberger (Frankfurt/M.)

1 Ähnlich auch in Forschungsberichten der klinischen Medizin: „Kran-
kengut“ — „-material“, der „Fall“, wenn es ein besonders interessanter
Fall ist, wird zum „Exemplar“ usf. Die Nähe zur NS-Medizin wird noch
deutlicher, wenn statt von unterentwickelten Jugendlichen nur noch von
„Kümmerlingen“ die Rede ist. (Schwarz a.a.O., S. 107, 116, 5; Becken-
kamp-Zeyer: Körperkonstitution und Berufseinmündung unter bes. Be-
rücksichtigung der Steinkohlenbergleute, in: Int. Arch. für Gewerbepath.
und Gewerbehygiene 19/1962, S. 195.)

Kemmler, Lilly: Erfolg und Versagen in der Grundschule. Empirische Untersuchungen. Verlag für Psychologie, Dr. C. J. Hogrefe, Göttingen 1967 (218 S., Kart., 19,80 DM).

Die breite Diskussion, die in der Bundesrepublik über schulische Auslese, Erfolg und Versagen in der Schule, Begabungsreserven und ähnliche Probleme geführt wird, bezieht sich vor allem auf die Höhere Schule und den Übergang aus der Grundschule in die Höhere Schule. Dabei entsteht oft der Eindruck, als sei es ein besonderes Merkmal gerade dieser Schulart, Kinder aus den unteren sozialen Schichten, vor allem Arbeiterkinder, systematisch zu benachteiligen, obgleich die Vermutung naheliegt, daß diese Benachteiligung bereits in den ersten Klassen der Grundschule beginnt. Diese Vermutung wird durch die gründliche empirische Untersuchung der Verfasserin bestätigt: Schulversagen kündigt sich schon in den allerersten Schuljahren an. „Am Ende des dritten, möglicherweise aber schon des zweiten Schuljahres sind viele das Schulversagen bestimmende Persönlichkeitseigenschaften schon so festgelegt, daß es für das einzelne Kind kaum ein Entrinnen mehr gibt“ (S. 181). Die Verfasserin untersucht in einer Querschnitt- und einer Längsschnittuntersuchung die Faktoren, die den Schulerfolg oder das Schulversagen bestimmen, in sechs Bereichen: denen der Schulleistungsaufgaben, der allgemeinen Intelligenz, der Begabungsstruktur, der Wahrnehmung, der Persönlichkeitsausstattung (vor allem der Motivation und der Arbeitshaltung) und besonderer Umwelteinflüsse (vor allem des Elternhauses und der Schule selbst). Die Ergebnisse beider Untersuchungen machen deutlich, daß Arbeiterkinder bereits in der Grundschule erheblich häufiger als die Kinder aus Familien mit gehobenerem sozioökonomischem Status versagen, und liefern eine Reihe Gründe dafür. Als besonders wichtiger Grund für frühzeitiges Schulversagen (dessen Wahrscheinlichkeit, wie die Verfasserin nachweist, auch nicht durch spätere Einschulung oder die Wiederholung einer Klasse verringert wird) erscheinen die geringeren sprachlichen Fähigkeiten, vor allem in den Faktoren „Sprachverständnis“ und „Rechtschreiben“, zumal in unseren Schulen auf exakte Rechtschreibung ein übermäßiges Gewicht gelegt wird: Rechtschreibleistungen bestimmen am stärksten den Schulerfolg in der Grundschule. Daraus wäre, solange die Öffentlichkeit den weitverbreiteten Irrtum nicht aufgibt, die Rechtschreibleistungen eines Menschen seien ein zuverlässiger Indikator seiner allgemeinen Intelligenz, die Folgerung zu ziehen, alle Kinder sollten „durch gezielte, individuell abgestimmte Anforderungen und Hilfen in der Rechtschreibung ihren Möglichkeiten entsprechend gefördert werden“ (S. 177). Darüber hinaus zeigen die Untersuchungen, daß Leistungsmotivation und Arbeitsverhalten der Kinder, die bereits durch die spezifische Struktur des Elternhauses weitgehend festgelegt sind (auch in diesen Bereichen sind Arbeiterkinder besonders benachteiligt), nach den ersten Schuljahren soweit fixiert sind, daß sie in der Regel in den folgenden Schuljahren kaum noch verändert werden. Um besonders be-

nachteiligten Kindern zu helfen, wäre es deshalb notwendig, die Persönlichkeitsstruktur der Kinder zeitig zu diagnostizieren und sie so früh wie möglich durch qualifizierte Lehrer speziell und intensiv zu fördern. Gibt man einmal die statische und organisatorische Betrachtungsweise, die durch Begriffe wie „Schulreife“ oder „Entwicklung“ nahegelegt wird, auf, so zeigt sich, daß bereits Kinder in den ersten Schuljahren unterschiedliche Begabungsrichtungen und differenzierte Begabungsstrukturen aufweisen. Nach den vorliegenden Untersuchungsergebnissen kann man „nicht in den ersten vier oder gar sechs Grundschuljahren so verfahren, als ob die Begabungen der Kinder . . . gleichartig wären; dann kann man nicht gleiche Lehrpläne und gleiche Lehrziele für alle Kinder für angemessen halten“ (S. 179). Auf keinen Fall wird die einseitige Betrachtung der sprachlichen Begabung als Intelligenz schlechthin den Kindern, zumal aus ungünstigem Sprachmilieu, gerecht. Die differenzierten Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung machen deutlich, daß die Kinder mit sozial bedingten Ausfällen und Schwächen in den für den Schulerfolg relevanten Begabungs- und Persönlichkeitsbereichen so früh, so differenziert und so intensiv wie möglich gefördert werden müssen, wenn ihnen das permanente Erlebnis, Schulversager zu sein, erspart bleiben soll. Es ist damit ein Indiz für das Maß an emanzipatorischem Interesse unseres Schulwesens, wenn für die Grundschüler die niedrigsten finanziellen Aufwendungen gemacht und sie durch die Lehrer mit der kürzesten Ausbildung und der geringsten Bezahlung unterrichtet werden.

Franz Wellendorf (Berlin)

III. Psychologie

Ergebnisse der sowjetischen Psychologie. Herausgegeben von Hans Hiebsch unter Mitarbeit von Friedhard Klix und Manfred Vorweg. Akademie Verlag, Berlin 1967 (573 S., Ln., 45,— MDN).

Bei dem vorliegenden Werk handelt es sich um Übersetzungen einer Auswahl von Artikeln aus dem zweibändigen Sammelwerk „Die Psychologische Wissenschaft in der UdSSR“, die von führenden sowjetischen Fachvertretern als Überblick über die Entwicklungstendenzen und die Ergebnisse der psychologischen Forschung verfaßt wurden. In den Beiträgen wurde eine sehr große Zahl psychologischer Untersuchungen verwertet, die hauptsächlich in den Jahren zwischen 1950 und 1956 entstanden, als auf Grund der veränderten politischen Situation in der UdSSR die psychologische Wissenschaft einen nicht unerheblichen Aufschwung nahm. Deshalb kann man in diesen Artikeln kein Spiegelbild des gegenwärtigen Entwicklungsstandes sehen.

Die grundlegenden Leitsätze der sowjetischen Psychologie wurden in der Auseinandersetzung über die Verwirklichung des Dialektischen Materialismus bestimmt. Sie gehen von der Widerspiegelungs-

theorie und der reflektorischen Theorie des Psychischen als naturwissenschaftlicher Grundlage aus, wie sie von Setschenow und Pawlow entwickelt wurde. „Das Psychische wird von den sowjetischen Psychologen als eine Funktion des Gehirns aufgefaßt, als Eigenschaft der auf besondere Weise organisierten Materie, die in der Widerspiegelung der Wirklichkeit besteht“ (Leontjew u. a., S. X). Diese ist kein passiver Prozeß, sondern eine aktive Tätigkeit des Menschen. Daraus wird das Prinzip der Entwicklung als qualitativer Veränderung des Psychischen deduziert, als deren höchste Stufe das Bewußtsein verstanden wird. Dieses wird als Produkt der gesellschaftlich-historischen Entwicklung betrachtet und es wird ihm die führende Rolle gegenüber dem Unbewußten zuerkannt. Obwohl das Unbewußte nicht geleugnet wird, wird ihm von sowjetischen Psychologen nur eine untergeordnete Rolle für das Verständnis menschlichen Verhaltens zugebilligt. Auf Grund dieser Unterbewertung ist der Rahmen der möglichen Forschungsbereiche eingeengt. Demgemäß wird auch die psychologische Betrachtung der gesellschaftlichen Entwicklungsgesetze abgelehnt. Gemäß dem Prinzip der Einheit von Theorie und Praxis richtet sich das Interesse auf die Bereiche der angewandten Psychologie. Beispielsweise werden Untersuchungen zum Problem des Denkens und der Sprache hauptsächlich auf pädagogischem Gebiet durchgeführt.

Auf dem Gebiet des Denkens wurde von Wygotski aus der Widerspiegelungstheorie die Hypothese vom vermittelten Charakter der psychischen Funktionen und die Hypothese von der Entstehung der inneren geistigen Prozesse aus der ursprünglich äußeren Tätigkeit abgeleitet. Aufgrund der bevorzugten Beachtung der ersten Hypothese ergaben sich zunächst Schwierigkeiten für die Integration der Pawlowschen Theorie über die Physiologie der höheren Nerventätigkeit in die Psychologie, die erst bei der Berücksichtigung der zweiten Hypothese in Verbindung mit den Untersuchungen zum zweiten Signalsystem (der Sprache) bewältigt wurden. Durch die Weiterführung und Ausweitung dieser Hypothesen in weiteren Untersuchungen gelangten die sowjetischen Forscher zu weitreichenden Folgerungen und beachtlichen Ergebnissen, die in der westlichen Welt erst neuerdings zur Geltung kommen; was nicht zuletzt auf die Schwierigkeiten zurückzuführen sein dürfte, die westliche Psychologen noch immer mit der dialektischen Denkweise haben. Auf diese Weise gelang eine produktive Kritik der Denktheorie der Würzburger Schule und der westlichen Interpretation der Intelligenzuntersuchungen an Affen. Sie konnte nachweisen, daß weder reines Versuchs- und Irrtumsverhalten vorliegen noch „einsichtiges“ Verhalten, da die Affen zur Reproduktion früherer Erfahrungen befähigt sind, sie jedoch nicht über das zweite Signalsystem verfügen, und einsichtiges Denken immer begriffliches Denken sein muß. Im Bereich der Pädagogischen Psychologie konnten mit diesen theoretischen Grundlagen wesentliche Erkenntnisse über den Lernprozeß gewonnen werden, die es ermöglichten, die Didaktik zu verbessern — gepaart mit einer besseren motivationalen Beteiligung der Schü-

ler. Diese Methodik läßt erwarten, daß das gesamte (gesellschaftliche) Denken auf ein höheres Bewußtseinsniveau gebracht wird. Es konnte nachgewiesen werden, daß „sprachliches Denken“ weniger fehleranfällig ist, weil die Kategorien zu einer überprüfbaren Handlungsweise werden. Auch die Gedächtnisforschung hat sich an den Theorien von Pawlow, Wygotski und Blonski entwickelt. Einige Forscher verwenden die Introspektion als Erkenntnisquelle; u. a. wird über die Wirkung sog. anschaulicher Stützpunkte berichtet, die zur besseren Gliederung des Merkstoffs dienen. Immer wieder zeigt sich, daß Theorien aus dem physiologischen Bereich mit in die psychologische Hypothesenbildung einbezogen werden. Ganz besonders gilt das für die Psychologie der Wahrnehmung, wo sehr viele Untersuchungen über die Regelmechanismen zwischen den Analysatoren und innerhalb der Analysatoren durchgeführt wurden. (Als Analysatoren werden die Assoziationskerne bezeichnet, die für den Übergang von Reizübertragung zur Empfindung verantwortlich gemacht werden.) So konnte nachgewiesen werden, daß der Wahrnehmungsprozeß aus einem System reflektorischer Akte besteht.

Abgesehen davon, daß die Autoren das Bekenntnis zum Marxismus-Leninismus mit ihren wissenschaftlichen Aussagen nicht immer überzeugend verbinden können, so daß es wie ein rotes Fähnchen aus den Zeilen hängt, drängt sich der Verdacht auf, daß die Theorien Pawlows und Wygotskis zu stark überdehnt werden. Die Auseinandersetzung mit amerikanischen und deutschen Theoretikern wird unter wissenschaftlichem und ideologischem Gesichtspunkt durchgeführt. Diese Parteilichkeit ist einerseits eine Erweiterung und andererseits eine Verengung des wissenschaftlichen Horizonts; eine Erweiterung, weil die Berücksichtigung der kulturellen Mitbestimmtheit der Wissenschaft diese zu einer Reflexion des eigenen Standpunktes zwingt; eine Verengung, weil die Forderung nach Parteilichkeit zu einem unreflektierten Selbstverständnis führen kann.

Die Bedeutung der deutschen Ausgabe dieser Arbeiten liegt darin, daß hier zum ersten Mal in größerem Umfang über die enorme wissenschaftliche Arbeit der Psychologen in der UdSSR und die in der BRD wenig bekannten speziellen psychologischen und philosophischen Grundlagen der psychologischen Wissenschaft in der UdSSR berichtet wird. Siegrid Eichler und Edgar Hörnig (Frankfurt/Main)

Saint-Agnès, Yves de: Eine sexuelle Revolution. Mit Interviews von Madeleine Chapsal. Verlag der Europäischen Bücherei, H. M. Hieronimi, Bonn 1966 (frz.: Une Révolution Sexuelle). (180 S., kart., 12,80 DM).

St.-A. versucht durch kritische Montage von Reports und Interviews aus Schweden, dem Land der angeblich freiesten Sexualsitten, zu zeigen, daß bloß technische Aufklärung über das Funktionieren des Geschlechtsapparates noch nicht sexuelle Aufklärung bedeutet. Ganz abgesehen davon, daß der Abbau der größten gesellschaft-

lichen Einschränkungen auf dem Gebiet der Sexualität auch in Schweden noch nicht so weit fortgeschritten ist, wie zu wünschen wäre: Abtreibungen sind auch dort nicht leicht zu bekommen, und viele Mädchen sehen sich gezwungen, wegen eines Eingriffs einen kurzen Urlaub in Polen zu machen (S. 78—90).

Große Fortschritte macht dagegen die Liberalisierung auf dem pornografischen Sektor. Die Bedürfnisse der „erotischen Minderheiten“ (Ullerstam), die endlich befriedigt werden sollen, scheinen vielversprechende Märkte zu erschließen.

Inwieweit die Aufklärung in der Schule geeignet ist, Sexualängste zu mindern und erotische Feinfühligkeit zu fördern, scheint fraglich. In einem Interview mit der Sexualpädagogin Dr. Bergström-Walan, Mitglied der Reformkommission für das Handbuch über sexuelle Aufklärung, heißt es: „Es muß so weit kommen, daß geschlechtliche Betätigung ebenso einfach und vertraut wird, wie der Gebrauch von Gabel und Löffel“ (S. 149). Daß die sexuellen Beziehungen wesentlich darin bestehen, soziale Beziehungen herzustellen und nicht bloß die Beherrschung biologischer Funktionen bedeuten, bleibt dieser Aufklärungsabsicht fremd. Wenn vorpubertären Kindern das Wissen über den erwachsenen Sexualverkehr laut „Handbuch des Unterrichts über das Geschlechtsleben“ mit den Worten beigebracht wird: „Das Sperma erreicht das Eichen, wenn Papa seinen Penis in die Öffnung zwischen Mamas Beine steckt“ (S. 18), dann drängt sich der Eindruck auf, daß die alte Prüderie der Bienchen- und Blümchen-Aufklärungsfabel in hilflose Obszönität umgeschlagen ist. Scham- und Schuldgefühle über sexuelle Regungen scheinen durch rauhbeiniges „apparatkundiges“ Verhalten nur mühsam überdeckt. Erst wenn alle Formen der Sexualität freieren Zugang zur Sprache finden und damit das Peinliche und Ängstigende verlieren, wird man von einer sexuellen Revolution sprechen können.

Heide Berndt (Frankfurt/Main)

IV. Soziale Bewegung und Politik

Jouvenel, Bertrand de: Reine Theorie der Politik. *Politica* Bd. 30. Luchterhand Verlag, Neuwied 1967 (260 S. Ln., 29,80 DM).

Der Erwerb von Grundbegriffen sei der erste unerläßliche Schritt auf jedem Wissensgebiet. Dagegen werde das Feld der politischen Wissenschaft von „Einwanderern aus der Philosophie, der Theologie, der Jurisprudenz und später der Soziologie sowie den Wirtschaftswissenschaften“ (10) erschlossen. Jede Gruppe bringe ihr eigenes Handwerkszeug mit. Diesem Mangel will Jouvenel, mittels allgemein akzeptierter Elemente, einfacher Grundbegriffe und Beziehungen als Grundbestandteile komplexer Ordnungen, abhelfen. Daher verwendet er im Titel des Buches das Adjektiv „rein“ in „Analogie zum Gegensatz zwischen der ‚Chemie der Elemente‘ und ‚organischer‘ Chemie“ (10) und reduziert den Begriff „Theorie“ auf die darstellende, streng nicht-normative Funktion die Wirklichkeit simulieren-

der Modelle. Mit dem Ersatz zeitgenössischer Beispiele durch Szenen von Thukydides und Shakespeare suggeriert Jouvanel das Gleichbleiben politischen Handelns. Dabei gewinnt die politische Wissenschaft als allgemeine Beziehungslehre Leerformelcharakter. In dem elementaren politischen Phänomen: „Der Mensch veranlaßt den Menschen zum Handeln“ (11) erscheint das Handeln einzelner bereits relationistisch präpariert. Dieser Formalismus kann dann beliebig auf pseudoobjektive Werturteile vereidigt werden, z. B.: „Auf Gefühl und Empfindung des Menschen einzuwirken, kennzeichnet die Politik“ (75).

Die Beziehung „Anregung-Reaktion“, einfachstes Glied komplizierter Zusammenhänge in der Situation von Reiz- und Wirkungsbeziehungen, faßbar in dem formalen Satz: „A sagt B, er solle H tun“ (93), erhält in der unbekanntenen, sich zwischen Null und Eins bewegenden Wahrscheinlichkeit der Reaktion ihre ideologische Aufladung: die Bereitschaft zur Folgeleistung sei an sich gut, als „hervorragendste und wesentlichste Tugend“ (95) Bedingung und Quelle jeden Fortschritts, auch wichtigstes Kennzeichen des „zoon politikon“. Diesem Gefolgschaftsdenken wird allerdings in einem vorangehenden Abschnitt vorgearbeitet. Die interessante Einsicht, daß das Kind von den gebenden Eltern empfangt, daß dadurch das Geschenk wesentlichlicher als der Tausch werde und folgerichtig ein „unilateraler Fluß unentgeltlicher Dienstleistungen den Tauschbeziehungen in jeder Gesellschaft“ (70) zugrunde liege, kritisiert zwar den dinglichen Charakter der Tauschgesellschaft, fällt aber in der konservativen Forderung nach Schutz und Ordnung hinter diese zurück: Wie der Befehl in unruhigen Zeiten Vertrauen wieder herstelle, so manifestiere sich die Wahrheit menschlicher Gesetze im Kampf gegen Abweichungen von angegebenen festen Verhaltensweisen.

Indem Jouvanel auf den einzelnen Menschen als letzte Energiequelle zurückgeht, kann er einerseits die Abhängigkeit des Produzenten von der nur scheinbar unwichtigen Entscheidung des Käufers postulieren wie die des absoluten Herrschers von der Folgeleistung des Untertanen, andererseits jedoch „primäre Bewegter“ in den Mittelpunkt jeder historischen Beziehung stellen. Der Erfolg der Helden sei auf ihre Übereinstimmung mit vorhandenen Reaktionsbereitschaften zurückzuführen. Im Schatten Humes kann Jouvanel die Macht den Beherrschten zuschlagen. Dabei gerinnt handfeste Ideologie zum Substrat politischer Wissenschaft: „Da die Macht stets auf seiten der Beherrschten ist, unterstützt die Herrschenden nichts als Meinung; Herrschaft ist daher nur auf Meinung gegründet. Und diese Maxime gilt für die despotischste und militaristische Herrschaftsform ebenso wie für die freieste und populärste“ (170).

Freiheit degeneriert zu bloßer Übereinstimmung mit dem Charakter. Dieser korrespondiere vernünftigerweise mit der jeweiligen Gesellschaftsform wie Stand und Amt und akzeptiere kraftvoll seine Pflichten. Jouvanel spiritualisiert das mit seiner gesellschaftlichen Rolle verwachsene, in einer Art sozialer Naturschranke befangene Individuum, während er die christliche Freiheit zu purem Dezisionis-

mus existenzialisiert. Der Führerbefehl als höchste Äußerung menschlicher Würde korrespondiert trefflich mit der Bereitschaft zur Folgeleistung als höchster sozialer Tugend. Aus dieser nahezu anthropologisch verfestigten Autorität wird das Gesetz „konservativen Anschlusses“ logisch abgeleitet. Signalen, die auf der Ebene der Gruppe inkompatibel sind, darf keine Konkurrenz gestattet werden. Indem das Werturteil bereits in die Sachverhaltsbehauptung eingeht, erhält die Notwendigkeit des Befehls im politischen Bereich ihre pseudowissenschaftliche Rechtfertigung. Dem Rückgriff hinter die Emanzipation kritischer Vernunft entsprechen die Konzentration des Studiums politischer Dynamik auf zielstrebige, durch Leidenschaft ausgezeichnete Politiker, die Diffamierung des Widerstands von Minoritäten als politischen Schleichhandel und die Beschwörung einträchtiger Volksgemeinschaft gegen das Übel von Parteiungen. „Ein allgemeines Gefühl guten Einvernehmens konstituiert ein Volk, die Parteiung verwandelt es in Feindseligkeit“ (218).

Jouvenels politische Theorie degeneriert schließlich zum Plädoyer für höfliche politische Umgangsformen und verklärt sich in pseudoromantischer Apotheose friedlicher Kriege im 18. Jahrhundert. Übrig bleibt für die Gegenwart müde Resignation in die Unlösbarkeit politischer Probleme, die in Jouvenels psychologischer Motivation als „widerstreitende Antriebe“ nur prekär beigelegt werden können.

Paul Oehlke (Marburg/L.)

Nolte, Ernst: Sinn und Widersinn der Demokratisierung in der Universität. Verlag Rombach, Freiburg 1968 (77 S., kart., 5,— DM).

Das Buch ist wesentlich ein Appell an den Staat, universitäre Demokratisierung schon im Sinne der drittelparitätischen Mitbestimmung von „politisierten“ Studenten zu verhindern, da die Professoren alleine nicht mehr dazu in der Lage seien. Der „widersinnigen“ Demokratisierung gegenüber definiert Nolte Demokratie so: „Demokratie ist ja gerade nicht die tätige Teilnahme aller Staatsbürger an der Verwaltung des Staates, als die man sie konstruieren kann, sondern sie bedeutet vor allem die Freiheit der Meinungen und Empfindungen größerer Gruppen und ihrer Vorkämpfer“ (51/52). Übrigens klammert Nolte nicht nur hier „Gesellschaft“ aus zugunsten des Staates, sondern stellt an anderer Stelle beiläufig fest, der „Staat“ sei der „Souverän“ (14). — Wenn also Demokratie nicht sozialstaatliche Teilnahme und Teilhabe, sondern u. a. liberale, weitgehend fiktiv gewordene Meinungsfreiheit bedeutet, dann ist folgerichtig „Demokratisierung“ der Prozeß der Aneignung der durch die bürgerliche Revolution gesetzten Regeln (Parlamentarismus = bürgerlich-liberaler Rechtsstaat) „durch die zunächst Ausgeschlossenen oder Gezwungenen“ (53), d. h. durch das Proletariat, nicht aber die Aufhebung bzw. Ersetzung dieser Regeln, soweit sie zur Behinderung der Emanzipation geworden sind. Das ist eine Definition, die die unter Verzicht auf Selbstbestimmung erzwungene Integration der

Arbeiterbewegung in eine kapitalistisch verfaßte Gesellschaft zur Norm erhebt und keine andere Alternative duldet.

Rechtfertigung einer solchermaßen als Stabilisierung bestehender Herrschaft verstandenen Demokratie ist u. a. die Existenzmöglichkeit auch der radikalen Linken, die Nolte unter „direkter Demokratie“ subsumiert. Der radikale Protest verdankt seinen Spielraum aber nicht der Trennung von ökonomischer, politischer und geistiger Macht, die, wie Nolte meint, unsere Gesellschaft charakterisiert, sondern der Integration der Mehrheit der Unterdrückten, der Garantie also, daß radikale Kritik „Meinung“ ohne Verwirklichung bleibt.

Während Noltés Demokratiebegriff so formalisiert ist, daß er eine schleichende Autoritarisierung sanktioniert, ist sein Faschismusbegriff mit dem constituens der offen terroristischen (und ideologischen) Reaktion auf evidente Systemgefährdung so angelegt, daß die ökonomischen Bedingungen des Faschismus, d. h. eine gewisse den Liberalismus hinter sich lassende notwendige staatliche Regulierung der ökonomischen Sphäre und die damit zusammenhängende autoritäre Disziplinierung der Massen, nicht erfaßt werden; nur so kann Nolte zwar zugeben, daß die „Wurzel“ der westlichen Demokratie „unter bestimmten historischen Umständen den Baum des Faschismus getrieben“ (52) hat, und sie dennoch weiterhin verteidigen und idealisieren.

Die Fixierung an diese entleerte Demokratie äußert sich nur sekundär negativ als Abwehr einer sozialistischen Alternative, die entweder Faschismus als Reaktion provoziere oder selbst als Diktatur enden müsse (24, 53); primär ist sie positive Bindung an eine Wissenschaftsorganisation (9/10), vor allem aber an eine Professionalisierung, die Wissenschaft tradiert als freischwebende, jede Politik kritisch prüfende. Nolte faßt diese Wissenschaft unpolitisch im Sinne von über den Interessen stehend auf, indem er sie durch die Abwehr studentischer Mitentscheidungsforderungen vor „der Überwältigung der Hochschule durch die Politik“ (39) schützen will. Das subjektiv so notwendige Bewußtsein kritischer Redlichkeit vermittelt sich über die universitäre Institutionalisierung von Partialkritik, so daß die eingestandene Voraussetzung, daß es „Kritik nur da gibt, wo das Kritikwürdige nicht das Ganze ist“ (25), nicht soweit ins Bewußtsein dringen kann, daß die selbstverständliche Billigung dieses „Ganzen“ als politische erkannt werden könnte.

Neben der Verdeckung des Interessencharakters von Wissenschaft, der Unterdrückung von Alternativen durch das Wissenschaftsalleinvertretungsrecht, dient die Idee reiner Wissenschaft schließlich als inneruniversitäres Integrationsmittel; von der Gruppe der Assistenten heißt es, sie habe „nur ein einziges wirkliches Interesse, nämlich sich mit ungeteiltem Interesse ihrer Wissenschaft zu widmen“ (18). So kann Nolte die der Schaffung einer kampfkraftig-homogenen professoralen Phalanx dienende Aufwertung der Apl. Professoren, seinen zentralen Reformvorschlag für eine „sinnvolle“ Demokratisierung, mit dem „Wesen der Wissenschaft“ begründen (28).

Uta Stolle (Berlin)

Bigler, Rolf R.: Enteignet Deutschland! Der Bankrott des Marxismus oder Der Aufstand der Studenten. Verlag Fritz Molden, Wien/München/Zürich 1968 (227 S., Ln., 14,80 DM).

Wenn diese Schrift überhaupt die Erwähnung lohnt, so wegen ihrer Zielsetzung, „den weltpolitischen und geistesgeschichtlichen Hintergrund“ des studentischen Protests darzustellen (Klappentext) und ihres Anspruchs wegen: dies vom Boden eines „demokratischen Sozialismus“ aus zu tun.

Der umfänglichste Teil des Buches schildert den internationalen Studentenprotest (punktuell), das Attentat auf Dutschke und die Reaktion darauf am Berliner Springer-Hochhaus in der Form, daß der Autor sich wechselseitig in (fast) alle Beteiligten „hineinfühlt“ und in einer Art von innerem Bericht die jeweiligen Motivationen „menschlich“ verständlich zu machen sucht. Mit der beabsichtigten versöhnenden Erkenntnis, daß doch auch der Gegner menschliche Motive hat, produziert Verf. eine Art Loreroman mit Studententhema: die Ursachen studentischen Protests werden völlig unverständlich, wenn das andere Lager nicht auch durch Staats- und Wirtschaftsbürokratie, sondern nur durch Springer und Polizei vertreten ist, diese wiederum nur durch ihre unteren Chargen, die dann nicht im Zwang entfremdeter Rollen, sondern als stillenessende, beweihte, als Menschen wie Du und ich dargestellt werden.

Zum andern setzt die scheinbar entsubjektiverte Darstellungsform um so massivere Wertungen: so wenn der prächtigste unter all den netten TU-Revolutionären, „Jan Sieverts“, seine Empörung über die Gesellschaft nicht in ein „ideologisches Korsett“ zwingt wie die anderen, die sich mit ihrer „konfektionierten Ohnmacht“ begnügen (S. 156); er glaubt nämlich nicht an „Klassenkampf“, „Solidarität“ und ähnliche Wortfetsche; er verargt Dutschke sein „unseliges Revolutions- und Enteignungsgeschrei“, das „sogar die Wohlmeinenden gegen die Studenten“ aufbringt (S. 111); schließlich wendet er sich ab aus Enttäuschung über „die Unmanierlichkeit (!) einiger Tausend, ... die mit ihrer Empörung nichts Schickliches anzufangen wußten ...“ (158).

Im letzten, übrigens in der Zeit vorabgedruckten, Teil seines Buches legt Bigler als letzte die Maske Bakunins an, um die internationale Revolte nicht nur aus deren schlechthinniger Freiheitssehnsucht zu erklären, sondern ihr vor allem mit heftigen Angriffen gegen Marx den Weg jenseits von dessen „bürokratischem Zelotentum“ (S. 206) zu weisen. In Kürze: Marx' „Staatssozialismus“, sein „Zentralismus“ ist ausschließlicher Auswuchs persönlichen Machtungers, eifersüchtiger Rechthaberei und von Narzißmus; ausschließlich so begründet sich der Ausschluß des freiheitlichen Bakunin aus der 1. Internationale und die spätere Entwicklung zum Stalinismus. — Wenn aber der Marxismus ins sichere Verhängnis führt, vielleicht kann man Bakunins Weg zur Freiheit gehen? Das nun auch wieder nicht, sondern es geht dem Autor darum, einen menschenwürdigen Sozialismus mit beiden „Wahrheiten“, d. h. gereinigt von revolutio-

nären Implikationen, jenseits der beschriebenen Feindschaft Marx-Bakunin, zu ermöglichen. Zentrum dieses „demokratischen Sozialismus“: „Enteignet Deutschland nicht! — denn enteignet will in Deutschland niemand werden“ (S. 222).

Uta Stolle (Berlin)

Deutscher Widerstand 1933—1945. Aspekte der Forschung und der Darstellung im Schulbuch. Eine Berichterstattung, hrsg. von Edgar Weick, im Auftrag des Studienkreises zur Erforschung und Vermittlung der Geschichte des deutschen Widerstandes 1933—1945, Verlag Lambert Schneider, Heidelberg 1967 (155 S., kart., 9,80 DM).

Der Band enthält die Reden und Vorträge der ersten Veranstaltung des im Titel genannten, neu gegründeten Studienkreises, und die Ergebnisse erfordern Kritik, ermuntern aber auch dazu, wenn man sie mit den langjährigen Vorschlägen des Internationalen Schulbuch-Institutes (Braunschweig) zum selben Thema vergleicht. Diese gingen auf die Formulierungen von Hans Rothfels aus dem Jahre 1952 zurück, während auf der Frankfurter Konferenz eine kritischere Einschätzung der Widerstandsbewegung vor allem von Hans Mommsen und Ernst Wolf vorgetragen wurde (— diese Arbeiten sind in erweiterter Form und mit den Belegen in dem von Walter Schmitthenner und Hans Buchheim veröffentlichten Sammelband „Der deutsche Widerstand gegen Hitler“, Köln o. J., abgedruckt —), die aber noch nicht in die Berichte über Schulgeschichtsbücher (SGB) von Heinrich Stiehler und Edgar Weick eingegangen ist. Bemerkenswert ist auch der Vortrag von Wolfgang Abendroth über den Widerstand der Arbeiterbewegung und die vorzügliche, polemische Studie von Immanuel Geiss über die Vorgeschichte des Dritten Reiches, insbesondere die der ideologischen Kontinuitäten durch die drei deutschen Reiche.

Hier sollen nur die SGB-Analysen von Stiehler und Weick genauer untersucht werden, weil derartige Arbeiten vergleichsweise sehr selten sind, und der Umsetzungsprozeß von geisteswissenschaftlichen Forschungsergebnissen für den allgemeinen Gebrauch, zumindest was SGB angeht, bisher kaum systematisch untersucht wird. Bei der Auswahl der untersuchten SGB wird der übliche Fehler gemacht: Die SGB für die Hauptschule (Volksschule) sind weitgehend nicht berücksichtigt (siehe Stiehler, S. 57, und Weick, S. 144 ff. — Verzeichnisse der benutzten Schulbücher). Zweifellos sind die Texte für die Realschulen und Gymnasien ergiebiger, aber von der Zahl der mutmaßlichen Konsumenten her betrachtet ist das Hauptschulbuch wichtiger, wenn auch die oft kruden Texte schwieriger zu analysieren sind, da mehr Stimmung und weniger leicht nachprüfbare Fakten vermittelt werden. Das hängt unmittelbar mit dem wesentlichsten Untersuchungskriterium beider Arbeiten zusammen, das von Weick explizit so formuliert wird: „Es soll festgestellt werden, welcher Widerstand in den Schulgeschichtsbüchern berücksichtigt wird, welche Widerstandshandlungen besonders herausgestellt und welche nicht er-

wähnt werden“ (124). Angewandt auf das Thema von Stiehler — die Widerspiegelung des Dritten Reiches und seiner Vorgeschichte in den Schulbüchern — läuft es auf eine Kontrolle der Rezeption der wissenschaftlichen Literatur hinaus. Weil andere Kriterien fehlen, versagt diese Art von Analyse vor der Tatsache, daß die Verflechtung von Faschismus und Industrie nur in Büchern für die Hauptschule ausführlicher dargestellt wird (65). Eingestreut in diesen recht summarischen *tour d'horizon* sind einige Details der Schulwirklichkeit, die als erste Information recht interessant, mangels einer kritischen Konzeption des Verhältnisses von Schule, Gesellschaft und Staat jedoch weitgehend dekorativ bleiben. Systematischer und auch weil nur auf das Thema des Widerstandes beschränkt, dessen ungenaue Definition zu Recht kritisiert wird, kommt Weick zu präziseren Ergebnissen: Der kirchliche Widerstand wird zu sehr betont, wobei der Widerstand einzelner als Alibi für die Institutionen ausgegeben wird; die Aktionen der Geschwister Scholl und ihrer Freunde finden sich in fast jedem Buch, die Tendenz zu ihrer Idealisierung wird kritisiert, allerdings von dem Gesichtspunkt aus, Idealisierung verhindere eine mögliche Identifikation, wobei diese als wünschenswert erachtet wird. Diese bei der Tagung durchgängige Ansicht müßte sehr kritisch jenseits moralischer Wertschätzung des Widerstandes diskutiert werden, denn seine Formen könnten sich unter den Bedingungen einer gleichgeschalteten, bürokratisierten Industriegesellschaft als überholt erweisen, von den politischen Zielsetzungen der meisten Gruppen ganz zu schweigen. Die Zielsetzungen werden auch, so weist Weick nach, in den die SGB dominierenden Schilderungen der Akteure vom 20. Juli 1944 zu wenig herausgearbeitet, dafür um so mehr der ‚Gewissenskonflikt‘, der subjektiv bestanden hat, objektiv aber nur in seinen Konsequenzen von Relevanz ist und nicht weiterhin als verbindlich tradiert werden sollte, was Weick leider nicht reflektiert. Neben dem militärischen Widerstand, der auch in seinen zivilen Teilen von der alten Oberschicht weitgehend getragen wurde, findet mit zwei Ausnahmen — typischerweise ist das eine Buch wieder für die Hauptschule und das andere vorwiegend für Haupt- und Realschule verfaßt — der sozialistische und kommunistische Widerstand gegen den Faschismus nur marginale Berücksichtigung, und somit trägt nun endgültig der Nationalsozialismus „in seiner historischen Darstellung den Sieg über den Widerstand gegen ihn davon. Die Geschichte des Siegers über den Widerstand, die Geschichte der Herrschenden vor allem wird geschrieben“ (Weick, 134). Weick deutet an, daß die Rezeption des Widerstandes ein Politikum ist (123 f.), unterläßt es aber, zu erklären, warum und wie dann die Manipulation vorgenommen wird.

Staatlich reglementierte Ausbildung ist seit altersher auch ein Herrschaftsmittel; in Schulbüchern generell und SGB insbesondere wird versucht, die bestehenden Verhältnisse zu rechtfertigen und die heranwachsenden Bürger mittels rationalisierender Normen auf ebendiese Verhältnisse zu verpflichten, was durch den Leistungszwang in der Schule viel zu oft gelungen ist. Wenn Schulbuchanaly-

sen das aktuelle *cui bono* der Darstellung und Beurteilung historischer Möglichkeiten vernachlässigen, geraten sie in die Gefahr, unter dem Mantel kritischer, aber nur auf fachspezifische Korrektheit beschränkter Analyse die gleichrangig zu untersuchenden Manipulationsmechanismen formal unangreifbarer zu machen.

Das wäre alter Wein in neuen Schläuchen.

Thomas Jersch (Berlin)

Giap, Vo Nguyen, Le Van Luong, Bui Lam, Hoang Quoc Viet, Nguyen Liang Bang: *Récits de la Résistance Vietnamiennne* (1925 — 1945), hrsg. von L. Puisieux. *Cahiers Libres* 80. François Maspéro, Paris 1966 (214 S., br., 8,90 F).

Die einzelnen Beiträge stammen alle von Veteranen des Befreiungskampfes, die heute zentrale Funktionen in der DRV ausüben. Die stark autobiographisch gefärbten Berichte spiegeln in der persönlichen Entwicklung der einzelnen Autoren zugleich die Entwicklung der vietnamesischen Revolution. Es beginnt mit der Schilderung der entscheidenden Einflüsse auf die junge, noch schwache und unklare revolutionäre Bewegung, welche die russische Revolution, der chinesische Bürgerkrieg und die revolutionäre Gärung im Nachkriegsfrankreich ausübten. Noch Ende der dreißiger Jahre richtete sich die Aufmerksamkeit der KP Indochinas weitgehend auf die Arbeiterschaft, Seeleute, Hafendarbeiter, Eisenbahner, Bergarbeiter etc. Nach einem gewaltigen Aufschwung und einer riesigen Streikwelle 1936/1937 machte man dieselbe Erfahrung wie die KP Chinas schon rund 10 Jahre früher. Erst mit Beginn des Weltkriegs und der Eroberung des Landes durch den japanischen Faschismus erfolgt der Rückzug der revolutionären Kader aufs Land, wird der Hauptakzent auf die Mobilisierung der Bauern gelegt. Mit den Folgen dieser Wendung befassen sich die Beiträge Vo Nguyen Giaps und Hoang Quoc Viets. Romantische Illusionen über die Entstehung eines Guerillakampfes mögen sich messen an diesen Beschreibungen der zähen, entbehrungsreichen und mörderischen jahrelangen Kleinarbeit, die notwendig war, um unter den Bedingungen des sich ständig verschärfenden konterrevolutionären Terrors eine illegale Organisation mit Masseneinfluß aufzubauen, die ersten kleinen bewaffneten Einheiten zu schaffen, den bewaffneten Kampf vorzubereiten. Von allen Autoren wird dabei die überragende Rolle betont, welche Ho Chi Minh für die Entwicklung der revolutionären Bewegung Vietnams seit den zwanziger Jahren spielte. Jürgen Harrer (Marburg/L.)

Giap, Vo Nguyen: *Volkskrieg - Volkarmee*. Trikont-Verlag, München 1968 (168 S., kart., kartograf. Anhang. 7,80 DM). — zit. (a)

Blanqui, Auguste: *Instruktionen für den Aufstand*. Aufsätze, Reden, Aufrufe. Reihe „Politische Texte“. Herausgegeben und eingeleitet von Frank Deppe. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt/M. 1968 (186 S., kart., 12,— DM/Ln., 18,— DM). — zit. (b)

Ebert, Theodor: *Gewaltfreier Aufstand — Alternative zum Bürgerkrieg.* Reihe „Sozialwissenschaft in Theorie und Praxis“. Verlag Rombach, Freiburg i. Br. 1968 (408 S., Ln., 32,— DM). — zit. (c)

In Vietnam hat der Aufstand eines Volkes gegen fremde Militärmacht die höchste Stufe, den revolutionären Befreiungskrieg, erreicht. In Paris blieb der Aufstand von Studenten und Arbeitern gegen die etablierte Macht in der Vorstufe des Massenprotestes stecken. Offenbar ist die Praxis des Aufstandes funktionell abhängig von der Theorie der Macht. „Macht“ ohne epitheton ornans ist eine feuilletonistische Floskel, beliebt, aber inhaltslos. Steht man nicht auf der Position Bakunins oder seiner neomarxistisch verkleideten Nachfahren, muß man jeder Staatsmacht, auch der revolutionären, zubilligen, daß sie sich „etabliert“, d. h. ihren Gegnern gegenüber sich repressiv verhält. Die Frage nach der Relation Aufstand/Macht läßt sich sinnvoll nur beantworten, wenn man „Macht“ klassenbezogen versteht.

In seiner Analyse des Befreiungskrieges gegen die französischen Imperialisten und amerikanischen Interventen (1945—1954) ist für Vo Nguyen Giap der bewaffnete Aufstand kein Diskussionsgegenstand, sondern Axiom. „Die Frage der Gewalt bleibt, wie der Marxismus-Leninismus lehrt, für jede Revolution, gleichgültig welche, ein vorrangiges Problem, Wegweiser zur Errichtung revolutionärer Herrschaft“ (a 61). So postulierte schon das Aktionsprogramm der Kommunistischen Partei Indochinas bündig: „Der einzige Weg zur Befreiung ist der bewaffnete Kampf der Massen.“ Massen in den bewaffneten Kampf führen, ist etwas anderes als eine Verschwörergruppe ausrüsten; der bewaffnete Kampf der Massen setzt den politischen Kampf voraus. In der Tat widmet Giap der politischen Vorbereitung des Aufstandes vom August 1945 ebensoviel Raum, wie der Darstellung von Strategie und Taktik des Volkskrieges. Zur Kunst des Aufstandes gehöre, „daß man jede Änderung der politischen Situation der jeweiligen Form des Kampfes flexibel anpaßt, daß man den Zusammenhang von politischem und bewaffnetem Kampf keinen Moment aus dem Auge verliert“ (a 68). Für Giap ist, nicht anders als für Clausewitz, der Krieg Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln. So ist auch die Kriegstechnik Politik, denn nicht irgendeine Armee kämpft gegen irgendeine andere, sondern eine Volksarmee gegen eine Interventionsarmee. Der Volkskrieg in Vietnam ist und war ein Bauernkrieg, sagt Giap. Seine politischen Ziele seien die gleichen wie in China: nationale Unabhängigkeit und Landverteilung an die Bauern als Übergangsphase zum Sozialismus (a 63). Die politische Zielsetzung erst gibt der Volksarmee ihre moralisch-kämpferische Überlegenheit, aber sie spiegelt sich auch in Strategie und Taktik. Die Guerilla ermöglicht jene Elastizität der einzelnen Kampfformen, die der Strategie des langandauernden Widerstandes eigen ist. Giap zieht aus der Erfahrung Vietnams den Schluß, „daß eine zwar ungenügend ausgerüstete Volksarmee, die aber für eine gerechte Sache kämpft und die richtige Strategie und Technik ver-

folgt, in der Lage ist, eine moderne Armee imperialistischer Aggressoren zu besiegen“ (a 23).

Giap und die Seinen beziehen sich zur Begründung ihres Aufstandsmodells auf Lenin, dessen drei „Bedingungen“ wohlbekannt sind: um erfolgreich zu sein, dürfe sich der Aufstand nicht auf eine Verschwörung, nicht auf eine Partei stützen, sondern auf die fortgeschrittenste Klasse; er müsse sich auf den revolutionären Aufschwung des Volkes stützen; und schließlich sei der Zeitpunkt entscheidend: ein Wendepunkt in der Geschichte der anwachsenden Revolution müsse gegeben sein (vgl. Lenin, „Werke“ Bd. 26, S. 4/5). Dies wurde in der Polemik gegen jene geschrieben, die den Bolschewiki Blanquismus vorwarfen. Lenin wird nicht müde, den Unterschied zu betonen: Blanquismus heiße Machtergreifung gestützt auf eine Minderheit. Anders der Marxismus: „Um zur Staatsmacht zu werden, müssen die klassenbewußten Arbeiter die Mehrheit für sich gewinnen“ („Werke“, Bd. 24, S. 22). Lenin wirft Blanqui, den er als feurigen Revolutionär anerkennt, darüber hinaus vor, er habe die Theorie des Klassenkampfes getadelt und die Trennung der Interessen des Proletariats von den Interessen der Nationen nicht anerkannt, indem er zwischen Arbeitern und revolutionären Bourgeois nicht unterschied (Werke, Bd. 8, S. 196).

Liest man nun die wichtigsten Texte von Auguste Blanqui, die bisher wenig bekannt waren, wird die Kritik auf ihre wahren Dimensionen zurückgeführt. Die Behauptung, Blanqui habe den Klassenkampf gering geschätzt, bedarf einer Präzisierung. In seinen meist im Gefängnis verfaßten Schriften läßt sich eine Entwicklung vom kleinbürgerlichen Jakobinismus zum Klassenkampf nachweisen, wenn auch freilich, wie Frank Deppe in seiner vortrefflichen Einleitung nachweist, der Klassenbegriff Blanquis ungenau ist: die Klasse des Proletariats umfaßt die Gesamtheit der Unterdrückten, die das Kapital durch mannigfache Praktiken zum Elend verdammt, — zurück bleibt der verschwommene Gegensatz von arm und reich. — Angesichts der weltweiten Diskussion über Theorie und Technik des Aufstandes kommt der Neuedition der wichtigsten Texte des französischen Revolutionärs, dessen Ideen die Pariser Commune wesentlich beeinflußt haben, aktuelle Bedeutung zu, bietet doch die authentische Kenntnis der Ideen Blanquis die Möglichkeit zu vergleichen, inwieweit in den zeitgenössischen Revolutionsprozessen, bewußt oder unbewußt, was wir „Blanquismus“ zu nennen gewohnt sind, eine Rolle spielt. Nicht ohne Reiz ist in diesem Zusammenhang der Hinweis auf die Führerrolle Auguste Blanquis bei den Studentenunruhen in Paris 1827. Von den wiedergegebenen Texten sind für die Einschätzung der Lehre Blanquis die wichtigsten: der „Brief an Maillard“ und die „Instruktionen für den Aufstand“. Aus beiden Schriften geht deutlich hervor, daß Blanqui den bewaffneten Kampf einer revolutionären Elite im Auge hatte, deren Initialzündung die Massen folgen würden. Die Analogie zu Che Guevara ist nicht von der Hand zu weisen. Man muß aber im Auge behalten, daß Blanqui aus einer polemischen Position heraus schreibt: mit Hohn übergießt

er jene Stuben-Revolutionäre, die glauben, die Welt mit ihren Büchern und Zeitungen umzustülpen. „Sie scheinen nicht zu ahnen, daß die Gewalt der einzige Garant der Freiheit ist!“ (b 162) Seine „Instruktionen“ sind „rein militärisch“; jedoch zu behaupten, sie wären vom Klassenkampf losgelöst, hieße Blanqui Unrecht tun. „Es ist selbstverständlich, daß die Revolution zum Nutzen der Arbeit gegen die Tyrannei des Kapitals vollzogen wird“ (b 157), schreibt er einleitend; deshalb hält er es für überflüssig, in dem Manual des Aufstandes, wo es ihm um die Organisiertheit des Kampfes geht, noch besonders auf politische Motivation des Aufstandes einzugehen. Was Blanqui tatsächlich zu fehlen scheint, ist die Einsicht, daß der Aufstand von den Volksmassen getragen werden muß, soll er erfolgreich sein. Im „Brief an Maillard“ entwickelt der gefangene Verfasser eine Art spontaner Klassenkampflehre: zwischen Proletariat und Bourgeoisie finde ein erbitterter Krieg statt. Blanquis Invektiven gegen den (bürgerlich) demokratischen Freiheitsschwindel sind von brennender Aktualität. Dem Herausgeber ist zuzustimmen, wenn er der Analogie zu den zeitgenössischen Aufständen in der „Dritten Welt“ und zu den Revolutionstheorien von Mao Tse-tung, Giap, Che Guevara bloß „Parallelität der Symptome“ zuerkennt. Es sei müßig und unfruchtbar, gegenwärtige Theorie und Praxis an historischen Maßstäben statisch zu messen. „Auch die Führung der kolonialrevolutionären Bewegung begreift sich nicht im blanquistischen Sinne als hermetisch von den Massen abgekapselte, revolutionäre Elite. Ihr Erfolg wird sich gerade daran bemessen, inwieweit sie in einem langwierigen Prozeß der Erziehung schon vor dem entscheidenden Kampf um die politische Macht, die Mehrheit der Bevölkerung auf ihre Seite zu ziehen vermag“ (b 46).

Auf dem entgegengesetzten Ende der Skala von Aufstandstheorien befindet sich Theodor Ebert mit seiner umfangreichen Dissertation über den „gewaltfreien Aufstand“, den er als „Alternative zum Bürgerkrieg“ empfiehlt. In dem scholastischen, von jedweder Praxis unberührten, Tonfall der Katheder-Soziologie präsentiert der Verfasser ein Bündel Schemata von „gewaltlosen“ Kampftechniken, die in eine „gewaltfreie Fundamentaldemokratie der Freien und Gleichen“ (c 400) einmünden sollen. Mangels einer wissenschaftlichen Definition der Gesellschaftsform, gegen die der „gewaltfreie Aufstand“ geführt wird, bleibt alles in einem Nebel von Tautologien und Abstraktionen stecken. Anstatt zu sagen, gegen welche „Herrschende“ welche „Aufständische“ welchen „Kampf“ führen, werden wir mit einem Vokabular neutönender Formalien gefüttert, wie „Positionsinhaber“, „Rolleninnovation“, „Prestigemotivation“ usw. Das ist vielleicht ausreichend, um den Doktorgrad zu erlangen, aber über die gesellschaftliche Wirklichkeit sagt das absolut nichts aus. Die höchste Stufe im Klassenkampf, der Aufstand, ist keineswegs eine Neuverteilung der Rollen von „Positionsinhabern“, sondern eine revolutionäre Veränderung der Gesellschaft. — Von einigem Nutzen mag die Zusammenstellung von Material über jene an den Fingern einer Hand abzuzählenden Aktionen sein, die der

Verfasser, unbeschadet ihres unvergleichbaren Gewichts, nebeneinander aufreih, um sie, nicht sehr überzeugend, mit der Etikette „gewaltfreier Aufstand“ zu versehen: Gandhis ziviler Ungehorsam, amerikanische Rassenintegrationisten, Atomwaffengegner und wirtschaftliche Boykottbewegungen.

Bruno Frei (Wien)

V. Ökonomie

Kefauver, Estes: In wenigen Händen. Monopolmacht in Amerika. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt/Main 1967 (240 S., kart., 16,80 DM).

Zur Erfassung der Unternehmensgrößen wie deren Größenveränderungen zieht die Nationalökonomie statistische Verfahren heran. Allein auf solche Meßverfahren gestützt läßt sich das Ausmaß der Zentralisation des Kapitals, also die Konzentration bereits gebildeter Kapitale durch Aufhebung ihrer individuellen Selbständigkeit, nicht feststellen, da aus dieser rein quantitativ Betrachtung bestimmte Aspekte der Zentralisation herausfallen. Die ökonomischen Abhängigkeiten zwischen Unternehmen etwa im Bereich von Absatz, Bezug oder Kredit, wie die Verfilzung zwischen Aktienkapitalien und der Häufung von Aufsichtsratsmandaten lassen sich schwer statistisch feststellen. Einzelne bundesrepublikanische Konzentrationsforscher haben daher an dem „Gesetz über eine Untersuchung der Konzentration der Wirtschaft“ vom 31. Dezember 1960 mit Recht moniert, daß es keine Möglichkeit von ‚hearings‘ vorsieht, denn allein durch intensive Befragung der Beteiligten, unter dem ständigen Druck sich durch Falschaussagen einer gerichtlichen Bestrafung auszusetzen, kann das volle Ausmaß der Zentralisation des Kapitals analysiert werden.

Senator Kefauvers Darstellung und Kritik des Monopols, die sich auf das Material des Unterausschusses des Senats für Antitrust- und Monopolverordnung stützt, als dessen Vorsitzender Kefauver lange fungierte, zeigt, daß man trotz der Möglichkeit von ‚hearings‘ nicht hinter die westdeutsche Monopoltheorie zurückfallen kann und daß auch ein besseres Forschungsinstrumentarium das Begreifen der Widersprüche der kapitalistischen Produktion nicht garantiert. Geht die westdeutsche nationalökonomische Theorie vom widersprüchlichen Charakter der Konzentration aus, widersprüchlich, weil wir einerseits der wirtschaftlichen Konzentration unseren Wohlstand verdanken, eben wegen der wohlfeileren Massenproduktion der größeren Unternehmen, andererseits diese Konzentration den Wohlstand gefährdet durch Verlangsamung des technischen Fortschritts, Surplusprofitem auf Grund überhöhter Preise und durch Verzerrung der Kostenstrukturen, so ist Kefauvers Kernproblem allein „die Konzentration von Macht in wenigen Händen“ (191). „Das industrielle System“ stehe vor riesigen Umwälzungen (166), weil sich nämlich „in zu vielen Industrien (...) eine wesentlich feudale Struktur entwickelt“ (192) habe, wodurch der Marktmechanismus tangiert

werde, also „das ganze System der automatischen Kontrollen“ (193) zusammenzubrechen drohe. Mit dieser Verletzung wird aber nicht allein die Möglichkeit der raschen „Anpassung an die industrielle Revolution“ (219) zerstört, sondern die Grundlage der technischen Revolution, „die vollste und schnellste Verwirklichung der industriellen Möglichkeiten“ (219) wird unmöglich, wobei „in einer komplexen industriellen Welt wie der unsrigen (...) jeder unterlassene Fortschritt praktisch einen Rückschritt“ (238) bedeutet. Um die amerikanische Wirtschaft zu retten, muß also der Feudalismus ein zweites Mal besiegt werden. Der Markt als entscheidende Kontrollinstanz, der eigentlich „auf seine Weise eine Form von repräsentativer Regierung bildet“ (219), wo die amorphen Verkäufermassen zwischen verschiedenen Produzenten wählen, muß wieder restauriert werden, denn es ist Kefauvers „fest gehegte Überzeugung (...), daß ein Wettbewerbsystem der Allgemeinheit eine vielfältigere Auswahl an Waren von besserer Qualität zu möglichst niedrigen Preisen bietet“ (190). Adam Smiths Glaube an die invisible hand feiert Auferstehung, denn „wenn jedermann den größten eigenen Gewinn erstrebt, gereicht das der Gesellschaft zum Nutzen“ (189). Um diesen „freien Geist eines individualistischen Verhaltens“ (142) wiederzugewinnen, bedarf es der kleinen selbständigen Unternehmer, denn diese selbständige Mittelklasse als entscheidendste „Stütze des Fortschritts“ ist beseitigt (173). Kefauver weiß nun selbst, daß in dem Ruf nach dem selbständigen Unternehmer „eine gewisse Sehnsucht nach der Lebensweise unserer Kindheit“ (164) sich ausspricht, aber gleichzeitig weist er „heftig die Unterstellung zurück, wir wehrten uns gegen Veränderung und Fortschritt“ (164). Weder größere Fertigungsserien noch Investitionen für Forschung scheinen ihm Ursachen für eine Tendenz zur Vergrößerung des Minimalumfangs eines individuellen Kapitals, sondern im Gegenteil verläuft „der technologische Trend in manchen Industrien in umgekehrter Richtung“ (200), so daß „für eine rationale Tätigkeit die Verkleinerung des Betriebes erforderlich ist“ (200).

Protektionistische Zollpolitik, Vergabe von Rüstungs- und Forschungsaufträgen an Großfirmen sowie ein antiquiertes Patentrecht begünstigen die Zusammenballung von wirtschaftlicher Macht. Zur Wiederherstellung einer Wettbewerbswirtschaft muß nach Kefauver zunächst gefordert werden, daß die staatliche Förderung des Monopols unterbunden und darüber hinaus „ein Programm für die staatliche Regulierung der Industrie“ (198) entworfen wird. Der Kampf für freien Wettbewerb ist aber „viel weitreichender, weil er das Monopol zerstören müßte, statt seine Existenz zu akzeptieren und beim Versuch seiner Kontrolle stehen zu bleiben“ (199). Dieses Programm zur Zerschlagung der Monopole glaubt Kefauver realisierbar über eine „wohlinformierte Wählerschaft“ (214); denn „die Traditionen einer freien, demokratischen Gesellschaft sind zu tief verwurzelt“ (238), als daß sie durch die Vertreter einiger weniger Privatfirmen abgeschafft werden könnten.

Joachim Bischoff (Berlin)

Nölling, Wilhelm: Arbeitslosigkeit und Berufsnot der Jugend in den USA. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1968 (VI, 328 S., kart., 24,— DM).

Zwischen den nüchternen Fakten dieses Buches schimmert das ganze Elend einer „Großen Gesellschaft“, die nicht fähig ist, ihre fundamentalsten Probleme zu lösen. Hier gerinnt zu Zahlen, was über den Atlantik herüber als Nachricht von sozialen Unruhen und Rassenkonflikten bei uns gelegentlich Schlagzeilen macht. Nölling hat ein umfangreiches Zahlenmaterial über Anzahl und Struktur der jugendlichen Arbeitslosen in den USA zusammengetragen und dann versucht, die wichtigsten Ursachen für die Unterbeschäftigung dieser Bevölkerungsgruppe zu ermitteln. Bis zum Jahre 1963 (weiter reicht das ausgewertete Zahlenmaterial leider nicht) lag die Arbeitslosenquote der Jugendlichen teilweise über 20 %. Betroffen waren vor allem die Jugendlichen aus „armen“ Familien und „Nichtweiße“. Wenn man in Betracht zieht, daß sich diese Unterprivilegierten in wenigen Großstädten zusammenballen, dann wird einiges von dem verständlich, was hiesige Kommentatoren gerne als „Rassenkrawalle“ bezeichnen. Nölling hat versucht, die komplexe Ursachenkette für das Phänomen der Jugendarbeitslosigkeit aufzuschlüsseln. Er untersucht allgemeine volkswirtschaftliche Einflüsse, die von der Konjunkturlage, der technischen Entwicklung und dem Bevölkerungswachstum ausgehen und wendet sich dann einigen spezielleren Faktoren zu. Hier rückt er vor allem das völlig unzureichende Berufsausbildungssystem in den Vordergrund, welches einem großen Teil der Heranwachsenden die notwendigen Anfangsqualifikationen vorenthält, sie in schlechtbezahlte Dienstleistungsberufe treibt oder eben ohne Arbeit läßt. Zweifellos macht sich hier eine gewisse Urwüchsigkeit des amerikanischen Kapitalismus bemerkbar, während sich bei uns traditionelle etatistische und paternalistische Züge (Lehrlingsausbildung) eher neutralisierend ausgewirkt haben. Am Ende der Arbeit stehen einige Überlegungen zu möglichen Reformmaßnahmen, die im wesentlichen auf verstärkte Staatsinterventionen hinauslaufen.

Nölling argumentiert betont zurückhaltend und hat auf gesellschaftskritische Fragestellungen i. e. S. weitgehend verzichtet. Einige seiner Schlußfolgerungen kann man anzweifeln. So mag beispielsweise eine Verbesserung der Berufsausbildung das Problem der Jugendarbeitslosigkeit vielleicht mildern. Ob dadurch aber die Gesamtarbeitslosigkeit verringert wird und nicht nur eine Verschiebung zu Lasten der Älteren eintritt, bleibt offen. Insgesamt aber sind die gebotenen Zahlen und Auswertungen von sich aus aufschlußreich genug, um dem Interessierten genügend Material an die Hand zu geben. Nicht zuletzt wird deutlich, wie sehr die amerikanischen Rassenkonflikte eben zunächst einmal Klassenkonflikte sind.

Joachim Hirsch (Frankfurt/M.)